



Leseprobe

Anne Applebaum
Der Gulag
Friedenspreis des Deutschen
Buchhandels 2024 für Anne
Applebaum

»Applebaum erhellt eine Schattenwelt«
Henry Kissinger

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 19. Juni 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein brutales Vermächtnis der Sowjetunion: Die erschütternde Geschichte eines Menschheitsverbrechens, ausgezeichnet mit dem Pulitzer Preis

Er zählt zu den dunkelsten Kapiteln der Geschichte der Sowjetunion: Der Gulag, jenes weit verzweigte, zentral gesteuerte und in seinem Umfang bis dahin beispiellose System zur Ausbeutung von Zwangsarbeit. Wie entwickelte er sich aus dem Chaos der Revolutionszeit? Welche Bedeutung hatten Zwangsarbeit und Gulag für das sowjetische System? Wie gestaltete sich das Leben in den Lagern?

Diesen Fragen geht die renommierte amerikanische Journalistin Anne Applebaum in ihrem Buch nach. Gestützt auf umfangreiches Quellenmaterial aus sowjetischen Archiven, das erst in jüngster Zeit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, und auf zahllose Häftlingserinnerungen und Gespräche mit Überlebenden zeichnet die Autorin das Gulagsystem von seinen Ursprüngen bis zu seiner Auflösung in den achtziger Jahren nach - und verleiht den Opfern eine Stimme.



Autor

Anne Applebaum

Anne Elizabeth Applebaum, geboren 1964 in Washington, D. C., zählt zu den profiliertesten Kritiker*innen autoritärer Herrschaftssysteme und russischer Expansionspolitik. Die Historikerin und Journalistin begann ihre Karriere 1988 als

Anne Applebaum

DER GULAG

Aus dem Englischen
von Frank Wolf

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Gulag: A History« bei Doubleday, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Dieses Buch ist denen gewidmet,
die beschrieben haben, was geschehen ist



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2024 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2003/2024 by Anne Applebaum

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003/2024
by Siedler Verlag, München

Karten: Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt

Umschlagillustration: Laski Diffusion / Getty Images

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-570-55498-2

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Vorwort zur Neuausgabe	I
Einführung	9
ERSTER TEIL	
Die Ursprünge des Gulags 1917–1939	41
Anfänge unter den Bolschewiken 43 · Das erste Lager des Gulags 57 · 1929: Die große Wende 81 · Der Weißmeer-Kanal 97 · Die Lager breiten sich aus 111 · Der Große Terror und die Folgen 131	
ZWEITER TEIL	
Leben und Arbeit in den Lagern	153
Verhaftung 155 · Gefängnis 177 · Transport, Ankunft, Selektion 189 · Leben in den Lagern 211 · Arbeit in den Lagern 243 · Strafe und Belohnung 269 · Die Wachen 285 · Die Gefangenen 309 · Frauen und Kinder 333 · Die Sterbenden 361 · Überlebensstrategien 373 · Rebellion und Flucht 417	
DRITTER TEIL	
Aufstieg und Fall des Lager-Industrie-Komplexes 1940–1986	435
Der Krieg beginnt 437 · Die Fremden 447 · Amnestie und danach 471 · Der Lager-Industrie-Komplex auf dem Zenit 485 · Stalins Tod 501 · Die Revolution der Seks 511 · Tauwetter und Freilassung 533 · Die Ära der Dissidenten 555 · Die achtziger Jahre: stürzende Denkmäler 581	
Epilog: Erinnerung	595
Anhang	611
Wie viele? 613 · Danksagung 623 · Anmerkungen 627 · Bibliographie 691 · Register 713 · Bildnachweis 733	

Vorwort zur Neuausgabe

Mehr als drei Jahrzehnte sind vergangen seit der Schließung von Perm-36, dem letzten verbliebenen Lager für sowjetische politische Gefangene, im Jahr 1992. Dieser Akt läutete eine Ära des Wandels ein. Im selben Jahr verabschiedete der sowjetische Kongress der Volksdeputierten eine Deklaration der individuellen Rechte und Freiheiten, in der es hieß, dass »jeder Mensch natürliche, unveräußerliche und unverletzliche Rechte und Freiheiten genießt«.* Kurz darauf garantierte eine neue russische Verfassung »Gedanken- und Redefreiheit«.**

Viele Russen glaubten zu dieser Zeit, ihr Land stehe am Rande eines historischen Wandels zum Positiven, vielleicht sogar einer liberal-demokratischen Transformation. Die *Iwestija*, das halbamtliche sowjetische Regierungsorgan, erklärte, dass »die zermalmtenden und ausgeweideten Ideen von Demokratie und Freiheit allmählich wieder in Schwung kommen«. Der Physiker und Dissident Andrej Sacharow sprach von der »Regeneration« der sowjetischen Gesellschaft auf einer neuen moralischen Grundlage. »Korrumpierende Lügen, Schweigen und Heuchelei« könnten, so glaubte er, für immer verbannt werden.

Diese Ansicht war nicht auf die Elite beschränkt. Umfragen, die 1989 in der gesamten UdSSR durchgeführt wurden, erga-

* Alexandra Chistyakova, »The Russian Bill of Rights: Implications«, *Columbia Human Rights Law Review* 24, 2 (1993): S. 369–394.

** <http://archive.government.ru/eng/gov/base/54.html>

ben keine Anzeichen für eine tiefe, atavistische Sehnsucht nach einer Diktatur. Im Gegenteil: Neun von zehn Befragten gaben an, dass es für die Bürger wichtig sei, »sich frei zu äußern«.* Alle hatten das Gefühl, etwas Bedeutendes passiere, und einige glaubten, dass es sich zum Guten wenden würde.

In den folgenden Jahren versuchten viele Russen, die Geschichte der sowjetischen Vergangenheit aufzuarbeiten. Sie veröffentlichten Hunderte von Büchern und Erinnerungen über das Gulag-System. Dutzende von Wissenschaftlern veröffentlichten Monographien, hielten Konferenzen ab, gestalteten Ausstellungen und drehten Dokumentarfilme über das sowjetische Lagersystem.. Eine Gruppe von Historikern baute in Perm-36, einem der letzten sowjetischen Gefangenengälder, ein stark frequentiertes Museum und eine Gedenkstätte auf. Mehr als ein Jahrzehnt lang empfing das Lagermuseum Zehntausende von Besuchern, darunter auch Schulkinder.

Dieses Buch ist ein Produkt dieser Zeit. Ich habe ein Jahrzehnt, von Mitte der 1990er Jahre an, damit verbracht, es zu schreiben, und während dieses Jahrzehnts hatte ich die Möglichkeit, in Archiven in Moskau und Karelien zu arbeiten. Ich hatte Zugang zu Dokumenten aus Archiven in St. Petersburg, Perm, Workuta, Kolyma und Nowosibirsk. An all diesen Orten konnte ich auch Menschen befragen: Überlebende des Lagers, ehemalige Wächter, Lokalhistoriker. Einmal wurde mir ein Teil des Archivs eines kleinen Holzfällerlagers im hohen Norden ausgehändigt mit der Frage, ob ich es kaufen wolle. Das tat ich.

Wie sich herausstellte, war das die richtige Entscheidung. Diese Dokumente befinden sich jetzt in der Hoover Institution der Universität Stanford. Hätte ich sie nicht aus Russland mitgenommen, wären sie verloren gegangen, weggeworfen oder vielleicht in ein Archiv zurückverfrachtet worden, das nun wieder unzugänglich wäre. In den letzten zehn Jahren hat das russische Archivsystem, das einst russischen und ausländischen

* Aron, Leon, *Roads to the Temple: Truth, Memory, Ideas, and Ideals in the Making of the Russian Revolution, 1987–1991*. New Haven 2012: Yale University Press, S. 30.

Wissenschaftlern offenstand, seine Pforten wieder geschlossen. Das Museum in Perm-36 existiert nicht mehr. Juri Dmitrijew, einer der Wissenschaftler, die mir in Karelien geholfen haben – ich verbrachte einen Tag mit ihm, als wir zum Weißmeerkanal fuhren –, sitzt jetzt wegen einer erfundenen Anklage im Gefängnis. Memorial, die ursprüngliche russische Geschichtsgesellschaft, deren Moskauer Hauptsitz einst die weltweit beste Bibliothek mit Büchern über den Gulag und die sowjetische Geschichte beherbergte, wurde ebenfalls verboten. Ihre Wissenschaftler und Aktivisten sind über die ganze Welt verstreut.

Heute entsteht in Russland eine neue Version des Gulag-Systems. Schon jetzt gibt es mehr politische Gefangene als jemals zuvor seit den frühen 1980er Jahren, und viele von ihnen sind unter Bedingungen inhaftiert, die Gefangenen der Stalinzeit bekannt vorkämen. Sie sind in kleinen Zellen eingepfercht, erhalten schlechtes Essen, werden geschlagen und isoliert. Manchmal sterben sie eines unerklärlichen Todes. Alexej Nawalny, der vielleicht berühmteste politische Gefangene in Russland, war so ein Fall.

In der besetzten Ukraine haben Journalisten und Ermittler für Kriegsverbrechen Verhaftungen, Morde, Gefängnisse, Folterkammern und den Bau eines ausgedehnten Systems von Lagern und Strafkolonien dokumentiert. Derzeit gibt es mindestens vierzig Gefangenenlager in Russland und Belarus sowie 63 formelle und informelle Gefängnisse in der besetzten Ukraine, in denen vielleicht 10 000 Ukrainer inhaftiert sind. Einige wenige darunter sind Kriegsgefangene. Die meisten sind jedoch Zivilisten, die verhaftet oder verschleppt wurden.

Wie in der Hochphase des Gulag ist Sklavenarbeit ein Bestimmungszweck dieser Lager. Einige ukrainische Gefangene werden gezwungen, Gräben auszuschachten, Befestigungen für russische Soldaten zu bauen und Massengräber auszuheben. Der Gulag diente auch dazu, die breite Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen, und auch das neue Lager-System funktioniert so. Zivilisten werden wegen geringfügiger Vergehen inhaftiert und gefoltert, etwa weil sie ein Band mit

ukrainischen Farben an ein Fahrrad gebunden haben, manchmal auch ganz ohne Grund. AP dokumentierte die Geschichte einer inhaftierten Zivilistin aus der ukrainischen Region Saporischschja, die aus ihrer Zelle geholt, durch die Stadt gefahren und aufgefordert wurde, Personen mit pro-ukrainischen Sympathien zu identifizieren. In den Jahren 1937/38, zur Zeit der Großen Säuberungen, herrschte in der sowjetischen Geheimpolizei dieselbe Paranoia und Angst, nicht nur vor normalen Menschen, sondern auch untereinander.

Wie der sowjetische Gulag ist auch das neue russische Lagernetz kein vorübergehendes Phänomen: Es gibt dokumentierte Pläne, es zu erweitern. Wie der sowjetische Gulag ist auch dieses System chaotisch und gesetzlos. Die Menschen wurden ohne Gerichtsverfahren verurteilt. Ihre Dokumente sind verloren gegangen. Manchmal werden sie ohne Grund festgehalten oder ohne Grund freigelassen. Ihre Angehörigen erhalten keine Informationen über sie und können sie weder finden noch kontaktieren. Schließlich können auch sie an die Front gezwungen werden. Dies ist sicherlich das Schicksal russischer Gefangener in Russland, von denen viele jetzt Mobilisierungspapiere unterschreiben sollen und, sollten sie sich weigern, geschlagen und gefoltert werden. Wie in früheren Zeiten scheint es, als ob den russischen Gefängnisdirektoren Quoten vorgegeben wurden.*

Die historischen Anklänge können kein Zufall sein. Der KGB lehrte einst neue Rekruten, die Geschichte der Institution zu studieren. Auch die modernen russischen Sicherheitsdienste studieren die Geschichte des KGB und führen eine repressive Politik durch, die zu Sowjetzeiten »funktionierte«. Russland fällt langsam nicht mehr in die 1980er, sondern in die 1940er Jahre zurück.

Als ich dieses Buch schrieb, war ich der festen Überzeugung, der Gulag gehöre der Vergangenheit an – jetzt ist er Teil der Gegenwart. Ich hoffe, dass neue Leser es mit diesem Hintergrundwissen lesen werden.

* <https://www.svoboda.org/a/32502251.html>.

Einführung

Dies ist eine Geschichte des Gulags – des riesigen Netzes von Arbeitslagern, das die Sowjetunion einst in ihrer ganzen endlosen Länge und Breite überzog: von den Inseln im Weißen Meer bis zu den Stränden des Schwarzen Meeres, vom Polarkreis bis zu den Ebenen Mittelasiens, von Murmansk und Workuta bis nach Kasachstan, vom Zentrum Moskaus bis zu den Vororten von Leningrad. Das Wort GULAG ist die russische Abkürzung für *Glawnoje Uprawlenie Lagerej* – Hauptverwaltung Lager. Nach und nach wurde dieser Begriff über die Verwaltung der Lager hinaus für das ganze Zwangsarbeitssystem in der Sowjetunion in all seinen Formen und Varianten verwendet: für Arbeitslager, Straflager, Lager mit kriminellen und politischen Häftlingen, Frauenlager, Kinderlager oder Transitlager. Schließlich umfasste »Gulag« das gesamte sowjetische Unterdrückungssystem und seine Verfahrensweise, die die Häftlinge den »Fleischwolf« nannten: die Verhaftungen, die Verhöre, die Transporte in ungeheizten Viehwagen, die Zwangsarbeit, die Zerstörung der Familien, die Jahre der Verbannung, den frühen, sinnlosen Tod.

Der Gulag hat seine Vorfürer im zaristischen Russland, in den Zwangsarbeitertrupps, die seit dem siebzehnten bis zum frühen zwanzigsten Jahrhundert in Sibirien schuften mussten. Seine heute bekannte Form nahm er im unmittelbaren Gefolge der russischen Revolution an. Bald wurde er zum festen Bestandteil des Sowjet-systems. Massenterror gegen wirkliche und vermeintliche Feinde gehörte von Anfang an zur Revolution. Schon im Sommer 1918 forderte ihr Führer Lenin, »unzuverlässige Elemente« in Konzentrata-

tionslagern außerhalb der Städte zu internieren.² Prompt wurden Adlige, Kaufleute und andere Personen festgesetzt, die man als potentielle Feinde ansah. 1921 gab es bereits 48 Lager in 43 Gouvernements, die angeblich der »Rehabilitierung« dieser ersten »Volksfeinde« dienen sollten.

Ab 1929 erlangten die Lager eine neue Bedeutung. In jenem Jahr beschloss Stalin, Zwangsarbeiter einzusetzen, um die Industrialisierung der Sowjetunion voranzutreiben und die Bodenschätze im Hohen Norden des Landes zu erschließen, wo Menschen kaum leben konnten. Im selben Jahr begann die sowjetische Geheimpolizei, die Kontrolle über den Strafvollzug zu übernehmen, und entwand der Justiz ein Lager und ein Gefängnis nach dem anderen. Die Massenverhaftungen der Jahre 1937/38 ließen das Lagersystem rasch anwachsen: Ende der dreißiger Jahre hatte es sich über alle zwölf Zeitzonen des riesigen Landes ausgedehnt.

Entgegen der landläufigen Meinung expandierte der Gulag selbst während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit. Seine größte Ausdehnung erreichte er nicht in den Dreißigern, sondern erst Anfang der fünfziger Jahre. Zu diesem Zeitpunkt waren die Lager aus der Sowjetwirtschaft nicht mehr wegzudenken. Sie förderten ein Drittel des Goldes, den größten Teil von Kohle und Holz, und produzierten beträchtliche Mengen von nahezu allem, was in der Sowjetunion überhaupt hergestellt wurde. Über die Jahre entstanden mindestens 476 Lagerkomplexe mit Tausenden Einzellagern, in denen von einigen hundert bis zu mehreren tausend Menschen lebten.³ Die Häftlinge wurden in jedem erdenklichen Industriezweig eingesetzt – von Holzeinschlag, Bergbau, Hausbau und Fabrikarbeit über Landwirtschaft bis zur Entwicklung von Flugzeugen und Geschützen. Ihr Lebensraum war ein Staat im Staate, im Grunde eine andere Zivilisation. Der Gulag hatte seine eigenen Gesetze, seine eigenen Sitten, seine eigene Moral und sogar seine eigene Sprache. Er brachte eine eigene Literatur mit eigenen Schurken und Helden hervor. Er prägte alle, die mit ihm in Berührung kamen – ob nun Häftlinge oder Wachpersonal. Auch Jahre nach ihrer Entlassung erkannten ehemalige Insassen einander schon am Blick.

Solche Begegnungen kamen häufig vor, denn in den Lagern herrschte eine enorme Fluktuation. Es wurde viel verhaftet, aber auch viel entlassen. Häftlinge kamen frei, weil ihre Strafe abgelaufen war, weil die Rote Armee sie brauchte, weil sie Invaliden waren oder Frauen mit kleinen Kindern, weil man sie vom Häftling zum Aufseher beförderte. Im Schnitt saßen zwei Millionen Menschen in den Lagern ein. Die Gesamtzahl der Sowjetbürger, die als politische oder Strafgefangene mit den Lagern in Berührung kamen, liegt allerdings viel höher. Nach den glaubhaftesten Schätzungen haben von 1929, als der Gulag stark zu wachsen begann, bis zu Stalins Tod im Jahre 1953 insgesamt etwa achtzehn Millionen Menschen dieses riesige System durchlaufen. Weitere sechs Millionen wurden in die kasachische Wüste oder in die sibirische Taiga verbannt. Zwar lebten Letztere nicht hinter Stacheldraht, aber sie durften ihren Verbanungsort nicht verlassen und waren im Grunde ebenfalls Zwangsarbeiter.⁴

Als System mit Millionen Insassen verschwanden die Lager bei Stalins Tod. Während er lebenslang geglaubt hatte, der Gulag sei entscheidend für das Wirtschaftswachstum des Landes, erkannten seine politischen Erben, dass dieses System zu zahlreichen Fehlinvestitionen geführt und die Rückständigkeit der sowjetischen Wirtschaft geradezu konserviert hatte. Stalin war kaum einige Tage tot, als man es bereits zu demontieren begann. Drei große Revolten, dazu eine ganze Reihe kleinerer, aber nicht weniger gefährlicher Vorfälle beschleunigten diesen Prozess.

Ganz verschwanden die Lager allerdings nie. Sie veränderten sich nur äußerlich. In den siebziger und frühen achtziger Jahren wurden einige umgebaut und mit einer neuen Generation von Häftlingen gefüllt – Aktivisten der Demokratiebewegung, antisowjetischen Nationalisten und Kriminellen. Sowjetische Dissidenten und die internationale Menschenrechtsbewegung sorgten dafür, dass Informationen über diese poststalinistischen Lager regelmäßig in den Westen gelangten, und allmählich befasste sich auch die Diplomatie des Kalten Krieges mit diesem Thema. Noch in den achtziger Jahren sprachen der amerikanische Präsident Ronald Reagan und sein sowjetischer Partner Michail Gorbatschow darüber. Erst 1987 ließ

Gorbatschow, dessen Großvater selbst im Gulag gesessen hatte, die Straflager für politische Gefangene endgültig abschaffen.

Obwohl es so lange existierte wie die Sowjetunion selbst, obwohl viele Millionen Menschen dort festgehalten wurden, war die Geschichte des sowjetischen Lagersystems bis vor kurzem kaum bekannt. So ist es in gewissem Maße noch immer. Selbst die einfachsten Tatsachen, die heute jeder kennt, der sich im Westen mit sowjetischer Geschichte beschäftigt, sind dem breiten Publikum nicht geläufig. »Das Wissen der Menschen«, schrieb einst der französische Kommunismusforscher Pierre Rigoulot, »sammelt sich nicht an wie die Steine einer Mauer, die unter den Händen des Maurers ständig wächst. Ob es sich vermehrt, stagniert oder gar abnimmt, hängt vom sozialen, kulturellen und politischen Umfeld ab.«⁵

Man könnte sagen, dass das soziale, kulturelle und politische Umfeld für gründliche Kenntnisse über den Gulag bis heute fehlt.

Mir wurde das Problem zum ersten Mal vor einigen Jahren bewusst, als ich über die Karlsbrücke in Prag ging, den Touristenmagnet einer Stadt, in der gerade die Demokratie Einzug gehalten hatte. Da gab es Straßenmusikanten und Taschendiebe, und alle paar Meter wurde etwas verkauft, was man an einem solchen Ort erwartet. Es gab Bilder von besonders malerischen Winkeln der Stadt, es gab Souvenirs und billigen Schmuck. Zwischen all dem Krimskram wurden auch Ausrüstungsstücke der Sowjetarmee feilgeboten – Uniformmützen, Abzeichen, Koppelschnallen, Lenin oder Breschnew als kleine Anstecker, wie sie sowjetische Kinder an ihrer Schulkleidung trugen.

Ich fand die Szene absurd. Vor allem Amerikaner und Westeuropäer kauften die Symbole der verblichenen Sowjetmacht. Auf die Idee, sich ein Hakenkreuz anzustecken, wäre wohl niemand gekommen. Aber Hammer und Sichel auf einem T-Shirt oder an der Mütze schienen okay. Das war nur eine Beobachtung am Rande, aber zuweilen zeigt sich gerade darin ein kultureller Trend. Die Botschaft konnte klarer nicht sein: Während uns das Symbol für den einen Massenmord mit Schrecken erfüllt, bringt uns das für den anderen zum Lachen.

Wenn den Touristen in Prag die Stalinherrschaft im Wesent-

lichen gleichgültig war, dann ist das zum Teil damit zu erklären, dass es in der westlichen Massenkultur an entsprechenden Bildern fehlt. Der Kalte Krieg hat James Bond, Thriller und karikaturhafte Darstellungen von Russen, wie sie in Rambo-Filmen auftreten, hervorgebracht, aber kein anspruchsvolles Werk wie *Schindlers Liste* oder *Sophies Entscheidung*. Steven Spielberg – wahrscheinlich Hollywoods führender Regisseur, ob man ihn nun mag oder nicht – hat Filme über japanische Konzentrationslager (*Das Reich der Sonne*) und nationalsozialistische KZs gedreht, aber keinen einzigen über Stalinsche Lager. Letztere haben Hollywood nie in gleicher Weise inspiriert.

Seriöse Kunst und Wissenschaft haben dem Thema kaum offener gegenübergestanden. So nahm der Ruf des deutschen Philosophen Martin Heidegger schweren Schaden, weil er den Nationalsozialismus kurze Zeit offen unterstützt hatte, und dies bevor Hitler seine großen Verbrechen beging. Dagegen litt der französische Philosoph Jean-Paul Sartre überhaupt nicht darunter, dass er in der Nachkriegszeit, als jeder, der sich dafür interessierte, bereits genügend über Stalins Grausamkeiten wissen konnte, die Sowjetunion lautstark verteidigte. »Da wir keine Parteimitglieder waren«, äußerte er einmal, »mussten wir nicht über die sowjetischen Arbeitslager schreiben; wir konnten uns aus dem Streit über das Wesen des Systems heraushalten, solange nichts von soziologischer Bedeutung geschah.«⁶ Bei anderer Gelegenheit sagte er zu Albert Camus: »Ich finde wie Sie diese Lager unzulässig: doch ebenso unzulässig den Gebrauch, den die bürgerliche Presse täglich davon macht.«⁷

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion hat sich einiges geändert. Im Jahre 2002 bewegte zum Beispiel das Thema Stalin und Stalinismus den britischen Romancier Martin Amis so stark, dass er ein Buch darüber schrieb. Das wiederum bewog andere Schriftsteller, sich die Frage zu stellen, warum die politische und literarische Linke diesen Gegenstand bisher so stiefmütterlich behandelt hatte.⁸

Anderes hat sich überhaupt nicht geändert. Bis heute kann ein amerikanischer Wissenschaftler in einem Buch behaupten, die Säuberungen der dreißiger Jahre seien nützlich gewesen, weil sie soziale Mobilität nach oben ermöglicht und damit die Voraussetzungen für die *Perestroika* geschaffen hätten.⁹ Oder ein britischer Chefredak-

teur kann einen Artikel ablehnen, weil er ihm »zu antisowjetisch« ist.¹⁰ Viel häufiger aber wird gelangweilt oder gleichgültig reagiert, wenn das Gespräch auf den Stalinschen Terror kommt. In einer Rezension eines Buches, das ich über die westlichen Republiken der ehemaligen Sowjetunion in den neunziger Jahren schrieb, kann man es so ausgedrückt lesen: »Hier kam es zu den Hungersnöten der dreißiger Jahre, mit denen Stalin mehr Ukrainer umbrachte, als Hitler Juden tötete. Aber wer im Westen erinnert sich schon daran? Schließlich war dieses Sterben so ... trist und völlig undramatisch.«¹¹

All das sind Kleinigkeiten – der Kauf eines Souvenirs, der Ruf eines Philosophen, die Präsenz eines Themas in Hollywood. Aber zusammengenommen ergeben sie eine Tendenz. Amerikaner und Westeuropäer wissen, was in der Sowjetunion geschehen ist. Alexander Solschenizyns berühmter Lagerroman *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* erschien 1962/63 im Westen in zahlreichen Sprachen. Seine Aufzeichnungen mündlicher Überlieferungen, *Der Archipel Gulag*, lösten bei ihrem Erscheinen 1973 lebhafte Diskussionen aus. In einigen Ländern wurde daraus eine mittlere intellektuelle Revolution, zum Beispiel in Frankreich, wo die Linken scharenweise zu einer antisowjetischen Haltung konvertierten. Weitere Enthüllungen über den Gulag folgten in den Jahren der *Glasnost* und wurden im Ausland ebenfalls breit publiziert.

Trotzdem rufen Stalins Verbrechen bei vielen Menschen nicht dieselbe instinktive Reaktion hervor wie die Hitlers. Ken Livingstone, ehemals Mitglied des britischen Unterhauses und heute Oberbürgermeister von London, hat mir einmal den Unterschied zu erklären versucht. Ja, die Nazis waren »böse«, meinte er. Die Sowjetunion dagegen war »deformiert«. Diesen Eindruck scheinen viele Menschen zu haben, auch solche, die keine altmodischen Linken sind: In der Sowjetunion ist etwas schief gelaufen, aber sie war nicht von Grund auf schlecht wie das nationalsozialistische Deutschland.

Bis vor kurzem konnte man den weit verbreiteten Mangel an Gefühl angesichts der Tragödie des europäischen Kommunismus als logische Folge bestimmter Umstände erklären. Einer ist der Lauf der Zeit. Die kommunistischen Regime lockerten sich in der Tat mit den Jahren. General Jaruzelski und selbst Leonid Breschnew flößten

kaum jemandem Angst ein, obwohl sie beträchtlichen Schaden angerichtet haben. Der Mangel an gesicherten, dokumentarisch belegten Informationen spielt ebenfalls eine Rolle. Die geringe Zahl wissenschaftlicher Arbeiten zu diesem Thema war lange Zeit durch den Mangel an Quellenmaterial bedingt. Die Archive waren nicht allgemein zugänglich. Ehemalige Lager konnten nicht besucht werden. Keine Fernsehkameras haben je sowjetische Lager oder deren Opfer gefilmt, wie es in Deutschland am Ende des Zweiten Weltkrieges geschah. Keine Bilder bedeuten weniger Verständnis.

Aber unser Blick auf die Geschichte der Sowjetunion und Osteuropas war auch ideologisch verstellt.¹² Ein kleiner Teil der westlichen Linken versuchte seit den dreißiger Jahren die Lager und den dort ausgeübten Terror zu erklären oder gar zu entschuldigen. 1936, als Millionen sowjetischer Bauern bereits in Lagern schufteten oder in der Verbannung lebten, veröffentlichten die britischen Sozialisten Sidney und Beatrice Webb einen umfangreichen Bericht über die Sowjetunion, in dem unter anderem ausgeführt wurde, wie die »ehemals unterdrückte russische Bauernschaft allmählich zu begreifen beginnt, was politische Freiheit ist«.¹³ Als Stalin in den Moskauer Schauprozessen Tausende unschuldiger Parteimitglieder in die Lager schickte, erklärte der Dramatiker Bertolt Brecht gegenüber dem Philosophen Sidney Hook: »Je unschuldiger sie sind, um so mehr haben sie den Tod verdient.«¹⁴

Selbst in den achtziger Jahren schrieben Wissenschaftler noch von den Vorzügen des ostdeutschen Gesundheitswesens oder polnischen Friedensinitiativen, fühlte sich mancher peinlich berührt, dass man um die Dissidenten in den osteuropäischen Lagern so viel Aufhebens machte. Vielleicht lag das daran, dass die ideologischen Väter der westlichen Linken, Marx und Engels, in der Sowjetunion ebenfalls verehrt wurden. Auch die Sprache war ähnlich – die Massen, der Kampf, das Proletariat, Ausbeuter und Ausgebeutete, das Eigentum an den Produktionsmitteln. Die Sowjetunion scharf zu kritisieren hätte bedeutet zu verurteilen, was auch Linken im Westen einst lieb und teuer war.

Doch nicht nur die äußerste Linke und nicht nur Kommunisten brachten Entschuldigungen für Stalins Verbrechen vor, die im Falle

Hitlers undenkbar gewesen wären. Die kommunistischen Ideale – soziale Gerechtigkeit, Gleichheit für alle – sind für die meisten Menschen im Westen viel attraktiver als der Rassismus oder das Recht des Stärkeren, die die Nationalsozialisten propagierten. Wenn die kommunistische Ideologie in der Praxis auch auf ganz andere Dinge hinauslief, fiel es den Nachfahren der amerikanischen und der französischen Revolution viel schwerer, ein System zu verurteilen, das zumindest so ähnlich klang wie ihr eigenes. Vielleicht ist auch damit zu erklären, dass Augenzeugenberichte über den Gulag von Anfang an von denselben Leuten häufig abgetan oder heruntergespielt wurden, denen es niemals in den Sinn gekommen wäre, Zeugnisse von Primo Levi oder Eli Wiesel über den Holocaust in Frage zu stellen. Seit der russischen Revolution waren für jeden, der es wissen wollte, bestätigte Informationen über die Lager in der Sowjetunion zu haben: Der berühmteste sowjetische Bericht über eines der ersten Lager, das am Weiße Meer-Kanal, wurde sogar auf Englisch veröffentlicht. Dass westliche Intellektuelle dieses Thema mieden, ist allerdings nicht allein mit Ignoranz zu erklären.

Die Rechte im Westen gab sich alle Mühe, die Verbrechen der Sowjetunion zu verurteilen. Dabei griff sie jedoch manchmal zu Methoden, die ihrer Sache nur abträglich sein konnten. Der Mann, der der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus den größten Schaden zugefügt hat, war zweifellos US-Senator Joe McCarthy. Zwar zeigten jüngst aufgefundene Dokumente, dass einige seiner Anschuldigungen durchaus zutrafen, aber das ändert nichts an der Wirkung seiner übereifrigen Verfolgung von Kommunisten im gesellschaftlichen Leben der USA: Seine öffentlichen »Prozesse« gegen Leute, die mit den Kommunisten sympathisierten, gab der Sache des Antikommunismus einen Anstrich von Chauvinismus und Intoleranz.¹⁵ Mit seinem Vorgehen leistete er der neutralen Geschichtsforschung keinen besseren Dienst als seine Gegner.

Unsere Haltung zur Sowjetunion hat aber nicht nur mit Ideologie zu tun. Oft ist sie von unseren mehr und mehr verblassenden Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg geprägt. Wir Amerikaner sind heute fest davon überzeugt, dass dies ein rundum gerechter Krieg war, und kaum einer ist bereit, diese Einstellung zu hinterfragen.

Wir erinnern uns an D-Day, an die Befreiung der Konzentrationslager, an Kinder, die amerikanische Soldaten jubelnd begrüßten. Niemand will wissen, dass es auch eine andere, eine dunkle Seite des Sieges der Alliierten gab, dass die Lager unseres Verbündeten Stalin in dem Maße anschwollen, wie die unseres Feindes Hitler befreit wurden. Unsere Erinnerung an diese Zeit wäre moralisch weniger eindeutig, müssten wir zugeben, dass Tausende von Russen mit der Repatriierung nach dem Krieg in den sicheren Tod geschickt wurden, dass die westlichen Alliierten mit ihrer Zustimmung zur Sowjetherrschaft über Millionen Menschen in Jalta zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit beigetragen haben könnten. Niemand stellt sich gern vor, dass wir den einen Massenmörder mit der Hilfe eines anderen besiegt haben. Keiner will sich daran erinnern, wie gut sich jener Massenmörder mit westlichen Politikern verstand. »Ich mag Stalin wirklich«, sagte der britische Außenminister Anthony Eden einem Freund. »Er hat niemals sein Wort gebrochen.«¹⁶ Auf zahllosen Fotos sind Stalin, Churchill und Roosevelt lächelnd und in trauter Dreisamkeit abgelichtet.

Schließlich hatte auch die sowjetische Propaganda ihre Wirkung. Nicht ohne Erfolg säte sie Zweifel an Solschenizyns Berichten, stellte deren Autor als Geistesgestörten, Antisemiten oder Trinker hin.¹⁷ Sowjetischer Druck auf Wissenschaftler und Journalisten des Westens tat ein Übriges. Als ich in den achtziger Jahren in den USA russische Geschichte studierte, rieten mir Bekannte, das vorliegende Thema in meiner wissenschaftlichen Karriere nicht weiterzuverfolgen, weil ich damit Schwierigkeiten bekommen werde. Wer damals »wohlwollend« über die Sowjetunion schrieb, fand leichter Zugang zu den Archiven, erhielt mehr offizielle Informationen und längere Aufenthalte im Lande. Wer das nicht tat, riskierte Ausweisung und berufliche Probleme. Es versteht sich von selbst, dass Außenstehende damals kein Material über die Stalinschen Lager oder das System der Haftanstalten nach Stalins Tod zu sehen bekamen. Das Thema existierte einfach nicht, und wer zu hartnäckig bohrte, war bald wieder außer Landes.

Alle diese Erklärungen zusammengenommen ergaben früher durchaus einen Sinn. Als ich ernsthaft über dieses Thema nachzu-

denken begann – 1989 beim Zusammenbruch des Kommunismus –, verstand auch ich diese Logik: Es schien nur natürlich, dass ich wenig über Stalins Sowjetunion wusste, deren geheime Geschichte sie nur noch faszinierender machte. Heute, über ein Jahrzehnt später, sehe ich die Dinge ganz anders. Der Zweite Weltkrieg ist heute Sache einer früheren Generation. Der Kalte Krieg ist ebenfalls vorbei. Die internationalen Bündnisse und Fronten jener Zeit gehören für immer der Vergangenheit an. Linke und Rechte im Westen streiten mittlerweile über andere Themen. Zugleich macht das Auftauchen der neuen, terroristischen Bedrohung der westlichen Zivilisation die Beschäftigung mit der alten, kommunistischen Bedrohung umso notwendiger.

Mit anderen Worten, das soziale, kulturelle und politische Umfeld hat sich verändert. Dasselbe gilt für den Zugang zu Informationen über die Lager. Ende der achtziger Jahre wurde Michail Gorbatschows Sowjetunion mit Dokumenten über den Gulag regelrecht überschwemmt. Zum ersten Mal druckten Zeitungen Berichte über das Leben in sowjetischen Lagern. Zeitschriften mit neuen Enthüllungen waren rasch vergriffen. Der alte Streit über die Zahlen – wie viele Insassen, wie viele Tote – lebte wieder auf. Russische Historiker und ihre Organisationen, allen voran die Gesellschaft Memorial in Moskau, brachten Monographien, Darstellungen der Geschichte einzelner Lager und ihrer Insassen, Zahlen und Opferlisten heraus. Historiker der früheren Sowjetrepubliken und der ehemaligen Mitgliedstaaten des Warschauer Paktes, schließlich auch westliche Geschichtsforscher fielen in diesen Chor ein.

Die Erforschung der sowjetischen Vergangenheit hält in Russland trotz vieler Rückschläge bis heute an. Dabei werden im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts bereits beträchtliche Unterschiede zu den letzten Dekaden des zwanzigsten Jahrhunderts sichtbar. Die Suche nach der Wahrheit hat im Diskurs der russischen Öffentlichkeit nicht mehr dieses Gewicht und hält auch viel weniger Sensationen bereit, als es einst schien. Russische und ausländische Wissenschaftler haben jetzt wahre Kärrnerarbeit zu leisten, Tausende von Dokumenten zu sichten, Stunden und Tage in kalten, zugigen Archiven zu verbringen, um nach Fakten und Zahlen zu forschen. Aber

die Arbeit beginnt erste Früchte zu tragen. Langsam und geduldig hat Memorial das erste Handbuch mit den Namen und Orten aller bekannten Lager erarbeitet, dazu eine ganze Reihe bahnbrechender Geschichtswerke veröffentlicht und einen gewaltigen Bestand an mündlichen und schriftlichen Berichten von Überlebenden zusammengetragen. Gemeinsam mit anderen – dem Sacharow-Institut und dem Verlag Woswraschtschenie (Rückkehr) – wurden einige dieser Erinnerungen der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Wissenschaftliche Zeitschriften und Organe einzelner Institutionen haben ebenfalls begonnen, Dokumentensammlungen und auf neuen Dokumenten beruhende Monographien zu veröffentlichen. Ähnliche Organisationen in anderen Ländern, vor allem die Gesellschaft Karta in Polen, Geschichtsmuseen in Litauen, Lettland, Estland, Rumänien und Ungarn leisten vergleichbare Arbeit. Eine Hand voll amerikanischer und westeuropäischer Wissenschaftler, die über genug Zeit und Kraft verfügen, in sowjetischen Archiven zu graben, hat sich angeschlossen.

Bei den Recherchen zu diesem Buch waren mir alle diese Arbeiten zugänglich. Dazu kamen zwei Arten von Quellen, die es vor zehn Jahren noch nicht gab. Die ersten sind die zahlreichen neuen Memoiren, die in den achtziger Jahren in Russland, Amerika, Israel, Osteuropa und anderswo erschienen sind. Ich habe sie gründlich ausgewertet, was bisher nicht allgemein üblich ist. Wissenschaftler, die sich mit der Sowjetunion befassten, standen in der Vergangenheit Erinnerungen aus dem Gulag nicht sehr aufgeschlossen gegenüber. Aus ihrer Sicht hatten deren Verfasser politische Gründe, ihre Geschichten zuzuspitzen, Geschichten zumal, die sie häufig erst viele Jahre nach ihrer Entlassung aufgeschrieben und zuweilen von anderen übernahmen, wenn das eigene Gedächtnis versagte. Nachdem ich aber mehrere hundert derartige Geschichten gelesen und mit etwa zwei Dutzend Überlebenden gesprochen hatte, glaubte ich mich in der Lage, nicht plausibles, von anderen entlehntes oder stark politisiertes Material auszusondern. Was Namen, Daten und Zahlen betrifft, so sind Erinnerungen sicher nicht das zuverlässigste Material, aber sie liefern wertvolle Informationen anderer Art. Ohne sie wäre es unmöglich, bestimmte wichtige Seiten des Lagerlebens zu be-

schreiben: das Verhältnis der Häftlinge zueinander, Konflikte zwischen einzelnen Gruppen, das Verhalten der Wachen und der Lagerleitung, die Rolle der Bestechung, sogar Liebe und Leidenschaft. Einen Autor habe ich dabei in besonderem Maße herangezogen – Warlam Schalamow, dessen Romane über sein Lagerleben bekanntlich auf wahren Begebenheiten beruhen.

Die Erinnerungen habe ich, soweit möglich, bei gründlichen Recherchen in den Archiven nachgeprüft, was, so paradox das klingt, auch nicht jeder gern tut. Wie in der vorliegenden Arbeit deutlich werden wird, war die Propaganda in der Sowjetunion wiederholt im Stande, die Wahrnehmung der Wirklichkeit zu verändern. Aus diesem Grund vermieden es Historiker früher zu Recht, sich auf offiziell publizierte sowjetische Dokumente zu stützen, deren Zweck nicht selten darin bestand, die Wahrheit zu verschleiern. Dagegen hatten geheime Dokumente – die heute in den Archiven aufbewahrt werden – eine ganz andere Funktion. Um die Lager verwalten zu können, musste die Administration bestimmte Akten anlegen. Moskau musste wissen, was vor Ort geschah, die Basis erhielt Weisungen aus der Zentrale, Statistiken wurden geführt. Nicht einmal diese Akten sind absolut verlässlich – auch Bürokraten haben ihre Gründe, selbst die prosaischsten Tatsachen zu entstellen –, aber mit Bedacht benutzt, können sie Seiten des Lagerlebens erhellen, über die die Erinnerungsliteratur keinen Aufschluss gibt. Vor allem helfen sie zu erklären, warum die Lager überhaupt errichtet wurden, oder zumindest, was sich das stalinistische Regime von ihnen erhoffte.

Die Archive sind übrigens viel mannigfaltiger als erwartet und erzählen die Geschichte der Lager aus ganz verschiedenen Blickwinkeln. Ich hatte zum Beispiel Zugang zum Archiv der Zentrale des Gulags, wo Berichte von Inspektoren, Finanzabrechnungen, Briefe der Lagerchefs an ihre Vorgesetzten in Moskau, Berichte über Fluchtversuche oder Listen von Musikstücken, die in Lagertheatern aufgeführt wurden, zu finden sind. Dieses Material liegt im Russischen Staatsarchiv in Moskau. Ich habe auch Akten von Parteigremien eingesehen und Dokumente aus der »Osobaja papka«, Stalins Sonderarchiv. Mit Unterstützung russischer Historiker konnte ich Dokumente aus sowjetischen Militärarchiven und Archivbestände der Be-

gleitmannschaften nutzen, wo ich zum Beispiel Auflistungen fand, welche Habseligkeiten die Häftlinge auf den Transport mitnehmen durften und welche nicht. Ich habe Archive in Petrosawodsk, Archangelsk, Syktywkar, Workuta und auf den Solowezki-Inseln aufgesucht, deren Akten vom Alltagsleben in den Lagern berichten. In Moskau studierte ich die Dokumente von Dmitlag, das den Moskwa-Wolga-Kanal baute, und konnte Bestellscheine ebenso einsehen wie Berichte von Häftlingen über das Lagerleben. Einmal wurden mir sogar Akten des Archivs von Kedrowy Schor, einem kleinen Außenlager des Bergwerks Inta nördlich des Polarkreises, zum Kauf angeboten.

Alle diese Quellen haben es mir ermöglicht, das Thema Gulag auf neue Weise zu behandeln. Ich hatte es nicht mehr nötig, die »Behauptungen« einiger weniger Dissidenten mit denen der Sowjetregierung zu vergleichen. Ich musste keinen Mittelweg zwischen den Berichten sowjetischer Flüchtlinge und denen sowjetischer Offizieller finden. Um zu schildern, was geschah, konnte ich die Sprache sehr verschiedener Menschen nutzen – von Aufsehern und Milizionären, von ganz verschiedenen Häftlingen, die ihre Strafen zu unterschiedlichen Zeiten absaßen. Die Emotionen und die Politik, die mit der Historiografie der sowjetischen Lager lange Zeit verquickt waren, stehen hier nicht im Mittelpunkt. Der ist den Erlebnissen der Opfer vorbehalten.

Dies ist eine Geschichte des Gulags. Das bedeutet, es ist eine Geschichte der sowjetischen Straflager: ihrer Ursprünge in der russischen Revolution, ihrer Entwicklung zu einem wichtigen Teil der Sowjetwirtschaft und ihrer Auflösung nach Stalins Tod. Es ist auch ein Buch über das Erbe des Gulags. Ohne Frage sind die Ordnungen und Verfahrensweisen in den sowjetischen Lagern für Kriminelle und politische Gefangene der siebziger und achtziger Jahre aus den Erfahrungen früherer Zeiten abgeleitet. Daher glaube ich, dass auch sie hierher gehören.

Zugleich ist dies ein Buch über das Leben im Gulag, das die Geschichte der Lager auf zweierlei Weise erzählt. Der erste und dritte Teil sind chronologisch aufgebaut. Sie berichten von der Entwick-

lung der Lager und ihrer Verwaltung. Im mittleren Teil ist das Leben in den Lagern dargestellt, wobei ich thematisch vorgehe. Zwar stammen hier die meisten Beispiele und Zitate aus den vierziger Jahren, als die Entwicklung der Lager ihren Höhepunkt erreichte, aber entgegen dem historischen Prinzip werden immer wieder Brücken zu früheren oder späteren Perioden geschlagen. Bestimmte Aspekte des Lebens in den Lagern haben sich über die Jahre entwickelt, und ich fand es wichtig, dies darzustellen.

Nachdem ich erklärt habe, was dieses Buch ist, möchte ich auch klar sagen, was es nicht ist: Es ist keine Geschichte der UdSSR, der Säuberungen oder der Repressalien insgesamt. Es ist keine Geschichte von Stalins Regime, seines Politbüros oder seiner Geheimpolizei, deren komplizierte Entwicklung ich mit Vorbedacht zu vereinfachen versucht habe. Zwar verwende ich Material sowjetischer Dissidenten, das häufig unter großem Druck und mit großem Mut geschrieben wurde, aber dieses Buch erzählt nicht die vollständige Geschichte der sowjetischen Menschenrechtsbewegung. Es kann auch den Erlebnissen der verschiedenen Nationen und Häftlingskategorien nicht voll gerecht werden – etwa den Polen, Balten, Ukrainern, Tschetschenen, den deutschen und japanischen Kriegsgefangenen –, die innerhalb und außerhalb der Lager unter dem sowjetischen Regime gelitten haben. Es kann die Massenmorde von 1937/38 nicht vollständig erfassen, die zumeist außerhalb der Lager stattfanden, auch nicht das Massaker an Tausenden polnischen Offizieren bei Katyn und anderenorts. Da dieses Buch sich an einen breiten Leserkreis wendet und kein Fachwissen über die sowjetische Geschichte voraussetzt, werden alle diese Ereignisse und Erscheinungen angesprochen. Es wäre aber vermessen, ihnen allen in einem einzigen Buch gerecht werden zu wollen.

Vor allem soll gesagt werden, dass dieses Buch der Geschichte der so genannten Sonderumsiedler nicht gerecht wird, jener Millionen Menschen, die häufig zur selben Zeit und aus denselben Gründen festgenommen wurden wie die Häftlinge des Gulags, dann aber nicht in Lagern, sondern an entlegenen Verbannungsorten endeten, wo viele Tausende an Hunger, Kälte und schwerer Arbeit starben. Manche wurden aus politischen Gründen in die Verbannung ge-

schickt – so die Kulaken in den dreißiger Jahren –, andere wegen ihrer Volkszugehörigkeit – darunter Polen, Balten, Ukrainer, Wolgadeutsche und Tschetschenen in den vierziger Jahren. In Kasachstan, Mittelasien oder Sibirien erwarteten sie die vielfältigsten Schicksale, zu vielfältig, um sie in einem Bericht über das Lagersystem darstellen zu können. Ich erwähne sie nur dann, wenn ihre Erlebnisse mir besonders ähnlich den Erfahrungen der Gulaginsassen oder relevant dafür erscheinen. Obwohl beides eng miteinander verwoben ist, müsste über die Verbannten ein anderes Buch von gleichem Umfang geschrieben werden. Ich hoffe, dass dies bald geschieht.

Auch wenn dieses Buch sich auf die sowjetischen Lager konzentriert, so können sie doch nicht isoliert betrachtet werden. Der Gulag entstand und entwickelte sich zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Raum und ist verknüpft mit anderen Geschehnissen. Dabei sind mir drei Zusammenhänge wichtig: Der Gulag gehört zum einen zur Geschichte der Sowjetunion, zum zweiten zur Geschichte von Gefängnis und Verbannung in Russland und in der ganzen Welt sowie drittens zu dem besonderen geistigen Klima Europas in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, das auch die nationalsozialistischen Konzentrationslager in Deutschland hervorgebracht hat.

Den Zusammenhang zur Geschichte der Sowjetunion sehe ich so: Der Gulag ist nicht fix und fertig vom Himmel gefallen, sondern spiegelte den allgemeinen Zustand der Gesellschaft wider, die ihn umgab. Wenn die Lager schmutzig, die Wärter brutal und die Arbeitsbrigaden schlampig waren, dann hat das auch damit zu tun, dass es solche Erscheinungen in anderen Bereichen des Lebens in der Sowjetunion ebenfalls gab. Wenn das Lagerleben schrecklich, unerträglich und unmenschlich war, wenn Menschen reihenweise starben, dann kann auch das kaum überraschen. Zu bestimmten Zeiten war das Leben in der Sowjetunion überhaupt schrecklich, unerträglich und unmenschlich, und hohe Sterberaten gab es auch außerhalb der Lager.

Es ist kein Zufall, dass die ersten Lager unmittelbar nach der blutigen, gewaltsaugen und chaotischen russischen Revolution entstanden. Die Revolution selbst, der nachfolgende Terror und der Bürgerkrieg erweckten bei vielen in Russland den Eindruck, die Zivilisation

sei für immer zu Ende. »Todesstrafen wurden willkürlich verhängt«, schreibt der Historiker Richard Pipes. »Menschen wurden ohne erkennbaren Grund erschossen und ebenso willkürlich aus dem Gefängnis entlassen.«¹⁸ Nach 1917 wurde das Wertesystem einer ganzen Gesellschaft auf den Kopf gestellt. Reichtum und Erfahrungen, in einem Leben angesammelt, wurden zu Schuld erklärt, Raub als »Enteignung« gerühmt, Mord zum legitimen Mittel im Kampf um die Diktatur des Proletariats erhoben. In diesem Klima konnte es kaum verwundern, dass Lenin bald nach der Revolution Tausende Menschen einsperren ließ, nur weil sie Reichtümer besaßen oder Adels-titel trugen.

Die in bestimmten Jahren auffällig hohen Sterberaten in den Lagern reflektieren ebenfalls die Entwicklung im ganzen Land. Sie schossen Anfang der dreißiger Jahre in die Höhe, als in Russland der Hunger grassierte. Im Zweiten Weltkrieg stiegen sie erneut an: Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion brachte nicht nur Millionen von Menschen auf den Schlachtfeldern den Tod, sondern löste auch Ruhr- und Typhusepidemien sowie Hungersnöte aus, die die Menschen innerhalb wie außerhalb der Lager betrafen. Als im Winter 1941/42 ein Viertel der Gulaginsassen verhungerte, teilten auch eine Million Bürger der Stadt Leningrad, die von den Deutschen belagert wurde, dieses Schicksal.¹⁹ Die Chronistin der Blockade, Lidia Ginsburg, bezeichnete den Hunger jener Zeit als »etwas permanent Ge-genwärtiges, das sich unaufhörlich bemerkbar macht. Am schlimmsten ist es, wenn sich das Essen mit entsetzlicher Geschwindigkeit seinem Ende nähert, ohne den Hunger zu stillen.«²⁰ Fast die gleichen Worte gebrauchten ehemalige Häftlinge, wie der Leser bald sehen wird.

Allerdings starben die Leningrader zu Hause, während der Gu-lag Schicksale zerbrach, Familien zerstörte, Kinder ihren Eltern ent-riss und Millionen zum Dahinvegetieren in entlegener Einöde, fern von ihren Familien, verurteilte. Und doch kann man ihre schrecklichen Erlebnisse durchaus mit den furchtbaren Erinnerungen »freier« Sowjetbürger vergleichen. Jelena Koschina, die im Februar 1942 aus Leningrad evakuiert wurde, musste beispielsweise auf dem Treck erleben, wie ihr Bruder, ihre Schwester und ihre Großmutter

Hungers starben. Als die Deutschen immer näher kamen, floh sie mit ihrer Mutter über die Steppe, wo sie »unaufhaltsame Zertrümmerung und [Szenen] des Chaos« erlebte: »Die zerfetzte Welt zerstob in tausend Splitter. Noch immer hingen Qualm und Brandgeruch in der Luft und machten die unermeßlich weite Steppe eng und stickig, als ob sie von einer schmutzigen, verbrannten Faust zusammengepreßt würde.« Koschina, die nie ein Lager erlebte, wusste schon, was Kälte, Hunger und Todesangst bedeuteten, als sie noch keine zehn Jahre alt war. Die Erinnerung daran ließ sie ihr Leben lang nicht mehr los. Nie, so schrieb sie, »werde ich vergessen, wie Wadiks Körper unter einem Laken fortgebracht wurde, wie Tanja sterbend nach Luft rang, wie Mama und ich, die letzten, die noch übrig waren, uns in Rauch und Kanonendonner durch die brennende Steppe schleppten«.²¹

Die Menschen im Gulag und die Bevölkerung hatten noch manches andere gemeinsam. Schlampig gearbeitet wurde hier wie dort, die stumpfsinnige Bürokratie, die Korruption, die Missachtung menschlichen Lebens gab es überall. Als ich für dieses Buch recherchierte, beschrieb ich einem polnischen Freund das von Häftlingen entwickelte System der *Tufta*, der Tricks, mit denen man die Erfüllung der Arbeitsnorm vortäuschte. Er lachte laut auf: »Sie glauben, das haben Häftlinge erfunden? Das gab es im ganzen Sowjetblock.« In Stalins Sowjetunion war der Unterschied zwischen dem Leben innerhalb und außerhalb des Stacheldrahtes nicht grundsätzlicher, sondern eher gradueller Natur. Vielleicht ist der Gulag deshalb oft als die Quintessenz des Sowjetsystems beschrieben worden. Die Welt außerhalb des Lagerzaunes hieß daher in der Häftlingssprache auch nicht »die Freiheit«, sondern die »Große Gefängniszone«, größer und weniger tödlich als die »Kleine Zone«, das Lager, aber nicht viel menschlicher oder gar menschenwürdiger.

Der Gulag ist also vom Leben in der Sowjetunion nicht zu trennen. Ebenso gilt aber auch, dass die Geschichte der sowjetischen Lager nicht losgelöst von der jahrhundertelangen, Nationen und Kulturen übergreifenden Geschichte von Gefängnis, Verbannung, Einkerkerung und Konzentrationslagern zu sehen ist. Die Verschickung von Gefangenen in ferne Gegenden, wo sie »ihre Schuld an der Ge-

sellschaft sühnen«, sich nützlich machen können und andere nicht mit ihren Ideen oder Verbrechen anstecken, ist so alt wie die menschliche Zivilisation. Schon die Herrscher im antiken Griechenland oder Rom verbannten Andersdenkende in ferne Kolonien. Sokrates wählte den Freitod, weil er die Verbannung aus Athen nicht ertragen wollte. Der Dichter Ovid wurde in einen stinkenden Hafen am Schwarzen Meer deportiert. Das georgianische England sandte seine Räuber und Diebe nach Australien. Frankreich schickte seine Verbrecher im neunzehnten Jahrhundert nach Guyana. Portugal ließ unerwünschte Personen in Mosambik verschwinden.²²

Die neue Führung der Sowjetunion musste nach 1917 nicht im fernen Portugal nach Vorbildern suchen. Russland hatte seit dem siebzehnten Jahrhundert sein eigenes Verbannungssystem. Ein entsprechendes Gesetz wurde erstmalig 1649 erwähnt. Die Verbannung galt damals als eine neue, humanere Form der Strafe, die der Hinrichtung, Brandmarkung oder Verstümmelung bei weitem vorzuziehen war. Sie wurde bei einer großen Zahl leichter, aber auch schwerer Vergehen verhängt, von Drogenkonsum über Wahrsagerei bis zu Mord.²³ Zahlreiche russische Schriftsteller und Intellektuelle, darunter Dostojewski und Puschkin, erfuhren am eigenen Leibe, was Verbannung heißt. Aber auch andere ließ dieses Phänomen nicht los: So überraschte Anton Tschechow auf der Höhe seines Ruhmes im Jahr 1890 alle seine Freunde und Bekannten damit, dass er sich auf den Weg machte, um die Strafkolonien auf der Insel Sachalin vor der russischen Pazifikküste zu besuchen. Vor seiner Abreise erklärte er dies seinem staunenden Verleger mit den folgenden Zeilen:

»... wir [ließen] Millionen von Menschen in den Gefängnissen unnötig verfaulen [...], ohne Überlegung, auf barbarische Art. Wir trieben die Menschen gefesselt in die Kälte, Zehntausende von Werst weit, wir steckten sie mit Syphilis an, demoralisierten sie, vermehrten das Verbrechertum [...] aber uns kümmert das gar nicht, für uns ist das uninteressant ...«²⁴

Rückblickend kann man in der Geschichte des zaristischen Systems viele Praktiken entdecken, die später im Gulag angewandt wurden.

Wie dieser war zum Beispiel auch die Verbannung nach Sibirien nie-mals nur Verbrechern vorbehalten. Wenn ein Dorf zu dem Schluss kam, einer aus ihrer Mitte habe schlechten Einfluss auf die anderen, dann konnten die Ältesten nach einem Gesetz von 1736 das Eigen-tum des Unglücklichen aufteilen und ihn aus ihrer Mitte vertreiben. Fand er keine andere Zuflucht, war der Staat berechtigt, ihn in die Verbannung zu schicken.²⁵ Auf dieses Gesetz bezog sich Chruschtschow 1948, um (mit Erfolg) zu begründen, dass er Kolchosbauern mit Verbannung bestrafe, wenn sie angeblich nicht engagiert und fleißig genug arbeiteten.²⁶

Menschen zu verbannen, die sich nicht einordneten, war im ganzen neunzehnten Jahrhundert gängige Praxis. In seinem Buch *Sibirien und das Verbannungssystem* beschreibt George Kennan, ein Onkel des bekannten amerikanischen Staatsmannes, das »adminis-trative Verfahren«, das er 1891 in Russland kennen lernte:

»Die auf diese Weise verbannte Persönlichkeit kann sehr wohl gar keines Verbrechen schuldig sein ... sobald nach der Meinung der Lokalbehörden der Aufenthalt irgend jemandes an einem be-stimmten Orte ›der gesellschaftlichen Ordnung nachteilig‹ ist, kann er ohne besondern Haftbefehl festgenommen, mit Zustim-mung des Ministers des Innern zwangswise nach irgend einem an-dern Orte innerhalb der Grenzen des Reiches gebracht und dort auf eine Zeit von 5 Jahren unter Polizeiaufsicht gestellt werden.«²⁷

Die Verbannung auf behördliche Anweisung, wofür weder Gerichts-verfahren noch Urteil nötig waren, galt als ideale Strafe für Stören-friede, aber auch für politische Gegner des Regimes. In den Anfangs-jahren waren dies oft polnische Adlige, die sich der Besetzung ihrer Ländereien und der Beschlagnahme ihrer Vermögen widersetzten. Später kamen religiöse Abweichler und Mitglieder der verschiedens-ten revolutionären Gruppen und Geheimgesellschaften hinzu, dar-unter auch die Bolschewiken. Die berühmtesten »Sonderumsiedler« des neunzehnten Jahrhunderts waren allerdings politische Gefan-gene, die man vor Gericht gestellt und abgeurteilt hatte – die De-kabristen, eine Gruppe hoher Adliger, die 1825 eine schwache Re-

volte gegen Zar Nikolaus I. gewagt hatten. Mit einem Rachedurst, der das damalige Europa schockierte, verurteilte der Zar fünf der Dekabristen zum Tode. Die übrigen wurden ihrer Adelsränge beraubt und in Ketten nach Sibirien verbracht, einige begleitet von ihren ungewöhnlich couragierten Ehefrauen. Nur wenige lebten lang genug, um noch die Begnadigung durch Nikolaus' Nachfolger Alexander II. dreißig Jahre später zu erleben. Als müde alte Männer kehrten sie nach St. Petersburg zurück.²⁸ Ein anderer berühmter politischer Gefangener war Fjodor Dostojewski, der 1849 zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde. Nach seiner Rückkehr aus der sibirischen Verbannung schrieb er die *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*, den meistgelesenen Bericht über das Leben in den Haftanstalten des Zaren.

Wie der Gulag war die Verbannung zur Zarenzeit nicht nur als eine Form der Strafe gedacht. Auch die Herrscher Russlands brauchten ihre Gefangenen, gleich welcher Art, um ein ökonomisches Problem zu lösen, das seit Jahrhunderten besteht – die spärliche Besiedlung des Hohen Nordens und Fernen Ostens der riesigen Landmasse Russlands, die eine Ausbeutung der dort lagernden Naturschätze unmöglich machte. So begann der russische Staat bereits im achtzehnten Jahrhundert Straftäter zu Zwangsarbeit zu verurteilen. *Katorga* nannte man das, abgeleitet vom griechischen *kateirgon*, »zwingen«, und auch hier gab es eine Vorgeschichte. Peter der Große setzte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts Sträflinge und Leibeigene beim Bau von Straßen, Festungen, Fabriken, Schiffen und der Stadt St. Petersburg ein. 1722 ging er in einem besonderen Erlass noch weiter und ordnete die Verbannung von Strafgefangenen samt Frauen und Kindern zu den Silberminen von Dauria in Ostsibirien an.²⁹

Der Einsatz von Zwangsarbeitern galt zu Peters Zeiten als großer wirtschaftlicher und politischer Erfolg. Die Geschichte der Hunderttausenden von Leibeigenen, die St. Petersburg errichteten, hatte enormen Einfluss auf die folgenden Generationen. Obwohl während der Bauarbeiten viele Menschen ihr Leben ließen, wurde die Stadt zu einem Symbol des Fortschritts und der Öffnung Russlands nach Europa. Die Methoden waren unmenschlich, und doch profitierte die Nation davon. Peters Beispiel kann möglicherweise erklären,

weshalb die Herrscher nach ihm die Katorga so bereitwillig übernahmen. Auch Stalin war bekanntlich ein großer Bewunderer von Peters Taten.

Trotzdem blieb die Katorga im neunzehnten Jahrhundert eine relativ seltene Strafe. Im Jahre 1906 gab es circa sechstausend Verurteilte, 1916, am Vorabend der Revolution, waren es 28 600.³⁰ Wesentlich größere wirtschaftliche Bedeutung kam den Sonderumsiedlern zu, die ihr ganzes Leben in der Verbannung verbringen mussten, aber nicht in einem Gefängnis, sondern in einer dünn besiedelten Gegend, die über großes wirtschaftliches Potenzial verfügte. Von 1824 bis 1889 wurden 720 000 Menschen zwangsweise nach Sibirien umgesiedelt. Viele nahmen ihre Familien mit. Sie, nicht die in Ketten arbeitenden Sträflinge, bevölkerten nach und nach Russlands menschenleere, aber an Bodenschätzen reiche Landstriche im Norden und Osten.³¹

Diese Art Strafe war nicht gerade milde, und einige der Ansiedler hielten ihr Schicksal für schlimmer als das der Katorga-Sträflinge. An die Einöde mit schlechtem Boden und nur ganz vereinzelten Nachbarn gefesselt, verhungerten viele in den langen Wintern oder tranken sich aus Trübsinn zu Tode. Es gab nur wenige Frauen – ihre Zahl überstieg niemals 15 Prozent –, noch weniger Bücher und keinerlei Zerstreuung.³²

Auf seiner Reise durch Sibirien nach Sachalin begegnete Anton Tschechow einigen dieser Menschen: »Die Mehrzahl von ihnen ist arm, schwächlich, von schlechter Bildung und hat nichts aufzuweisen als die Handschrift, die oft zu nichts taugt. Die einen beginnen nach und nach ihre Hemden aus holländischem Leinen, ihre Bettlaken und Tücher zu verkaufen, und es endet damit, daß sie nach zwei bis drei Jahren in furchtbarer Armut sterben.«³³

Aber nicht alle Verbannten waren arm und elend. Zwischen dem europäischen Teil Russlands und Sibirien lagen endlose Weiten. Im Osten waren die Beamten milder und Adlige viel dünner gesät. Wohlhabendere Verbannte und Ex-Sträflinge brachten zuweilen großen Grundbesitz zusammen. Solche mit höherer Bildung wurden Ärzte, Rechtsanwälte oder Schuldirektoren.³⁴ Die Frau des Dekabristen Sergej Wolkonski, Fürstin Maria Wolkonskaja, finanzierte den Bau

eines Theaters und eines Konzertsales in Irkutsk. Zwar hatte sie wie ihr Gatte ihren Titel verloren, aber die Einladungen zu ihren Soireen und Diners waren sehr gefragt und selbst noch im fernen Moskau und St. Petersburg Stadtgespräch.³⁵

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatte das System etwas von seiner früheren Härte eingebüßt. Die Gefängnisreform, die sich im neunzehnten Jahrhundert in Europa wie eine Mode ausbreitete, erreichte schließlich auch Russland. Das Gefängnisregime wurde gelockert, die Bewachung entschärft.³⁶ Wenn man bedenkt, was danach kam, dann war der Marsch nach Sibirien für die kleine Gruppe von Männern, die später die russische Revolution anführen sollten, zwar auch kein Vergnügen, aber wohl kaum eine schwere Strafe. Die Bolschewiken galten als »politische« Gefangene, nicht als Kriminelle, und wurden daher durchaus bevorzugt behandelt, erhielten Bücher, Papier und Schreibgerät. So berichtete Ordschonikidse später, er habe in der Petersburger Festung Schlüsselberg Adam Smith, Ricardo, Plechanow, William James, Frederick W. Taylor, Dostojewski und Ibsen gelesen.³⁷ Gemessen an späteren Standards waren die Bolschewiken ordentlich ernährt und gekleidet, ja selbst einen annehmbaren Haarschnitt hatten sie. Auf einem Foto von Trotzki während seiner Haft in der Peter-Paul-Festung im Jahr 1906 trägt er eine Brille, einen Anzug, eine Krawatte und ein Hemd mit beeindruckend weißem Kragen. Nur das Guckloch in der Tür hinter ihm weist darauf hin, wo diese Aufnahme entstand.³⁸ Auf einem anderen Bild aus dem Jahr 1900, als er nach Ostsibirien verbannt war, ist er in Pelzmütze und dickem Mantel in der Gesellschaft weiterer Männer und Frauen zu sehen, die ebenfalls festes Schuhwerk und Pelzkleidung tragen.³⁹ All das wäre fünfzig Jahre später im Gulag der reine Luxus gewesen.

Und wenn das Leben in der zaristischen Verbannung nicht mehr auszuhalten war, dann blieb immer noch die Flucht. Stalin wurde vier Mal verhaftet und in die Verbannung geschickt. Drei Mal entkam er – einmal aus dem Gouvernement Irkutsk und zwei Mal aus Wologda, einer Region, die später von Lagern übersät sein sollte.⁴⁰ Sein Hohn über das Zarenregime wegen dessen »Zahnlosigkeit« kannte daher keine Grenzen. Sein Biograf Dmitri Wolkogonow gab

Stalins Meinung mit den Worten wieder: »Man konnte lesen, soviel es einem beliebte, man wurde nicht zum Arbeiten gezwungen, und man konnte sogar fliehen. Um aus der Verbannung zu fliehen, benötigte man nur eines: den Wunsch dazu.«⁴¹

Ihre eigene Erfahrung in Sibirien lieferte den Bolschewiken also ein Modell, auf das sie sich stützen konnten, und erteilte ihnen zugleich eine Lektion über die Notwendigkeit, Strafmaßnahmen mit besonderer Härte durchzusetzen.

So wie der Gulag fester Bestandteil der russischen und sowjetischen Geschichte ist, so kann er auch von der Geschichte Europas nicht getrennt werden. Die Sowjetunion war nicht der einzige Staat im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts, der eine totalitäre Gesellschaftsordnung entwickelte und Konzentrationslager errichtete. Zwar sollen in diesem Buch die sowjetischen Lager nicht mit den nationalsozialistischen verglichen werden, aber völlig ignorieren kann man dieses Thema nicht. Beide Systeme entstanden nahezu zur selben Zeit auf demselben Kontinent. Hitler wusste von den sowjetischen Lagern, und Stalin vom Holocaust. Manche Häftlinge haben beide Arten von Lagern erlebt und beschrieben. Irgendwo in großer Tiefe gibt es Zusammenhänge.

Der erste besteht darin, dass der Nationalsozialismus und der sowjetische Kommunismus aus den barbarischen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und des darauf folgenden Bürgerkrieges in Russland erwachsen. Die industriellen Methoden der Kriegsführung, die in beiden Konflikten in hohem Maße zum Einsatz kamen, spiegeln sich in den Werken unzähliger Intellektueller und Künstler. Sie haben der Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Weit weniger Beachtung schenkte man dagegen der verbreiteten Anwendung industrialisierter Haftmethoden. Seit 1914 baute man überall in Europa Internierungs- und Kriegsgefangenenlager. Im Jahr 1918 gab es allein in Russland 2,2 Millionen Kriegsgefangene. Neue Errungenschaften der Technik wie die Massenproduktion von Geschützen, Panzern und selbst von Stacheldraht machten diese und spätere Lager erst möglich. Und tatsächlich entstanden die ersten sowjetischen Lager an Standorten von Gefangenengelagern des Ersten Weltkrieges.⁴²

Ein zweiter Zusammenhang besteht darin, dass beide in die Geschichte der Konzentrationslager einzuordnen sind, die bereits Ende des neunzehnten Jahrhunderts beginnt. Unter Konzentrationslagern verstehe ich Lager, wo Menschen nicht dafür festgehalten werden, was sie getan haben, sondern dafür, was sie sind. Anders als Einrichtungen für Straf- oder Kriegsgefangene wurden Konzentrationslager für einen bestimmten Typ nichtkrimineller ziviler Gefangener errichtet, für Mitglieder einer »feindlichen« Gruppe, einer Kategorie von Personen, die wegen ihrer Rasse oder ihrer politischen Einstellung als für die Gesellschaft gefährlich oder als nicht dazugehörig eingeordnet wurde.⁴³

Folgt man dieser Definition, dann entstanden die ersten modernen Konzentrationslager nicht in Deutschland oder in Russland, sondern 1895 in der Kolonie Kuba. Um einer Reihe lokaler Aufstände ein Ende zu machen, griff das spanische Imperium in jenem Jahr zum Mittel der *reconcentración*: Die Bauern wurden von ihrem Land entfernt und in Lagern »neu konzentriert«; damit waren den Aufständischen Nahrung, Unterschlupf und Hilfe entzogen. Im Jahre 1900 war das spanische Wort *reconcentración* bereits ins Englische gewandert, wo es ein analoges Projekt der Briten beschrieb, das diese aus ganz ähnlichen Gründen im südafrikanischen Burenkrieg in Angriff genommen hatten: Burische Zivilisten wurden in Lagern »konzentriert«, um den kämpfenden Buren Unterkunft und Unterstützung zu nehmen.

Von dort breitete die Idee sich aus. So scheint der Begriff »konzentrationslager« als Übersetzung des englischen »concentration camp« nach Russland gelangt zu sein, weil Trotzki die Geschichte des Burenkrieges gut kannte.⁴⁴ 1904 übernahmen die deutschen Kolonisten in Südwestafrika das britische Modell mit einem Unterschied. Statt die Ureinwohner vom Stämme der Herero lediglich wegzuschließen, zwangen sie diese, für sich zu arbeiten.

Zwischen den ersten deutschen Lagern in Afrika und jenen, die dreißig Jahre später im nationalsozialistischen Deutschland errichtet wurden, ist eine ganze Reihe merkwürdiger, schauriger Zusammenhänge festzustellen. Von den südafrikanischen Arbeitskolonien wanderte der Begriff Konzentrationslager im Jahre 1905 ins Deut-

sche. Der erste Reichskommissar für Deutsch-Südwestafrika war ein gewisser Dr. Heinrich Göring, der Vater jenes Hermann Göring, der 1933 die ersten NS-Konzentrationslager bauen ließ. In jenen Lagern in Afrika nahmen die Deutschen erstmals medizinische Experimente an Menschen vor: Theodor Mollison und Eugen Fischer, zwei Lehrer von Joseph Mengele, experimentierten dort an Hereros, Letzterer, weil er seine Theorien von der Überlegenheit der weißen Rasse beweisen wollte. Mit dieser Überzeugung stand er nicht allein. So heißt es in einem Bestseller, *Das deutsche Denken in der Welt*, der 1912 erschien:

»Keine falsche Philanthropie oder Rassentheorie ist imstande, für vernünftige Menschen zu beweisen, daß die Erhaltung irgendwelcher viehzüchtender südafrikanischer Kaffern ... für die Zukunft der Menschheit wichtiger sei, als die Ausbreitung der großen europäischen Nationen und der weißen Rassen überhaupt ... Erst dadurch, daß der Eingeborene im Dienst der höheren Rasse, d. h. im Dienste ihres und seines eigenen Fortschritts, Werte schaffen lernt, gewinnt er ein sittliches Anrecht auf Selbstbehauptung.«⁴⁵

Zwar werden derartige Theorien selten so klar ausgesprochen, aber ähnliche Gedanken lagen der praktischen Kolonialpolitik unterschiedlich überall zu Grunde. Der Kolonialismus in verschiedenen Formen verstärkte den Mythos von der Überlegenheit der weißen Rasse, womit er die Anwendung von Gewalt gegen die Vertreter anderer Rassen zu legitimieren suchte. Daher kann durchaus argumentiert werden, dass die korrumpernden Erfahrungen der europäischen Kolonialisten dazu beitrugen, dem europäischen Totalitarismus des zwanzigsten Jahrhunderts den Weg zu ebnen.⁴⁶ Und nicht nur dem europäischen: Indonesien etwa steht beispielhaft für einen postkolonialen Staat, dessen Herrscher ihre Kritiker ebenso in Konzentrationslager sperren, wie es die Kolonialherren zuvor getan hatten.

Das Russische Reich, das seine Ureinwohner auf dem Marsch nach Osten bezwungen hatte, war da keine Ausnahme.⁴⁷ So verbreitete sich in Leo Tolstois *Anna Karenina* Annas Gatte, der als Beamter für die »Fremdvölker« zuständig ist, bei einer Dinnerparty darüber,

dass höhere Kulturen die niederen absorbieren müssten.⁴⁸ Den Bolschewiken war wie allen gebildeten Russen natürlich bewusst, wie das Russische Reich mit Kirgisen, Burjaten, Tungusen, Tschuktschen und anderen Völkern umgesprungen war. Die Tatsache, dass sie, die sich sonst so vehement für das Schicksal der Unterdrückten einsetzten, das nicht besonders berührte, ist ein Hinweis darauf, wie sie wirklich dachten.

Und in der Tat war für die Entwicklung der Konzentrationslager in Europa keine Kenntnis der Geschichte Südafrikas oder Ostsibiriens erforderlich. Die Vorstellung, dass manche Menschen anderen überlegen seien, war zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts auf dem alten Kontinent weit verbreitet. Und das ist es letztlich auch, was die Lager in der Sowjetunion und im nationalsozialistischen Deutschland im grundlegendsten Sinne miteinander verbindet: Beide Regime bezogen ihre Legitimation zum Teil daraus, dass sie sich Kategorien von »Feinden« oder »Untermenschen« schufen, die sie massenweise verfolgten und vernichteten.

Die Nationalsozialisten erprobten die Vernichtung zunächst an körperlich und geistig Behinderten und nahmen dann Sinti und Roma, Homosexuelle und vor allem die Juden ins Visier. In der UdSSR waren die ersten Opfer die »Ehemaligen«, angebliche Parteigänger des alten Regimes, später die »Volksfeinde«, ein verschwommener Begriff, der nicht nur vermeintliche politische Gegner des Regimes, sondern auch bestimmte nationale und ethnische Gruppen einschloss, wenn diese (aus ebenso verschwommenen Gründen) den Sowjetstaat oder Stalins Macht zu bedrohen schienen. So ließ Stalin mal Polen, mal Balten, Tschetschenen, Tataren und – kurz vor seinem Tode – auch Juden massenhaft einsperren.⁴⁹

Obwohl diese Kategorien niemals völlig willkürlich gewählt waren, standen sie auch nicht für immer fest. Bereits ein halbes Jahrhundert zuvor hatte Hannah Arendt geschrieben, dass beide Regime gegen »objektive Gegner« vorgingen, deren Identität je nach den Umständen wechseln konnte; waren die einen liquidiert, konnte eine andere Gruppe ins Visier geraten. Die Aufgabe der Polizei im totalitären Staat sei daher auch nicht mehr die Verbrechensbekämpfung, sondern die Verhaftung bestimmter Bevölkerungsgruppen,

wenn das Regime sich dazu entschied.⁵⁰ Noch einmal: Die Menschen wurden nicht dafür festgesetzt, was sie getan hatten, sondern dafür, was sie waren.

In beiden Gesellschaften ist die Errichtung der Lager nur als das letzte Stadium eines langen Prozesses anzusehen, in dem diesen objektiven Gegnern alles Menschliche abgesprochen wurde. Das begann zunächst rhetorisch. In *Mein Kampf* schreibt Hitler, wie ihm plötzlich aufgegangen sei, dass die Juden an Deutschlands Problemen schuld wären: »Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens, an der nicht wenigstens ein Jude beteiligt gewesen wäre? Sowie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hineinschnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüklein.«⁵¹

Auch Lenin und Stalin machten zunächst »Feinde« für die zahllosen wirtschaftlichen Fehlschläge der Sowjetunion verantwortlich. Das waren »Schädlinge«, »Saboteure« oder Agenten ausländischer Mächte. Als in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre die Verhaftungen immer mehr zunahmen, verschärfte Stalin auch seine Wortwahl. Die »Volksfeinde« waren nun Ungeziefer, Abschaum oder »Giftkräuter«. Seine Gegner bezeichnete er als »Schmutz«, der ständig besiegt werden müsse, so wie die NS-Propaganda Bilder entwarf, die Juden mit Ungeziefer, Parasiten oder ansteckenden Krankheiten in Verbindung brachten.⁵²

War der Feind einmal verteufelt, konnte man ernsthaft gegen ihn vorgehen und ihn auf juristischem Wege isolieren. Bevor die Juden zusammengetrieben und in Lager deportiert wurden, nahm man ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft, das Recht, als Beamte, Anwälte oder Richter zu arbeiten, Arier zu heiraten, arische Schulen zu besuchen und die deutsche Fahne zu zeigen. Sie mussten den gelben Davidstern tragen, man durfte sie auf offener Straße demütigen und schlagen.⁵³ Bevor man in der Sowjetunion unter Stalin »Feinde« verhaftete, wurden auch sie auf öffentlichen Versammlungen erniedrigt, von ihrem Arbeitsplatz vertrieben, aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, ließen sich ihre entrüsteten Ehepartner von ihnen scheiden, sagten sich ihre Kinder empört von ihnen los.

Dieser Prozess der Entmenschlichung setzte sich in den Lagern fort. So wurden die Opfer eingeschüchtert und die Täter in ihrem Glauben bestärkt, das Rechte zu tun. In ihren Gesprächen mit Franz Stangl, dem Kommandanten des KZ Treblinka, stellte Gitta Sereny die Frage, warum die Lagerinsassen geschlagen, gedemütigt und sogar nackt ausgezogen wurden, bevor man sie tötete. Stangl antwortete: »Um die, die diese ›Maßnahmen‹ ausführen mußten, vorzubereiten; um sie zu ›konditionieren‹ ... Um es ihnen zu ermöglichen, das zu tun, was sie dann taten.⁵⁴ Der deutsche Soziologe Wolfgang Sofsky zeigt in seinem Buch *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*, wie die Entmenschlichung der Häftlinge methodisch das ganze Lagerleben durchdrang, angefangen mit der abgerissenen Häftlingskleidung über die Verweigerung jeglicher Intimsphäre und die harten Strafen bis hin zur ständigen Erwartung des Todes.

Auch im sowjetischen System begann die Entmenschlichung bereits mit der Festnahme: Den Häftlingen wurden ihre Kleider und ihre Identität genommen, sie hatten keinen Kontakt zur Außenwelt mehr, wurden gefoltert, verhört und in lächerlichen Prozessen abgeurteilt, wenn es überhaupt einen Prozess gab. Als sowjetische Besonderheit dieses Vorgangs wurden die Gefangenen aus der Sowjetgesellschaft ausgestoßen; es war ihnen verboten, die übliche Anrede »Genosse« zu gebrauchen, und ab 1937 blieb ihnen auch der begehrte Titel »Stoßarbeiter« versagt, wie gut sie sich auch führten und wie fleißig sie auch arbeiteten. In Lagern und Gefängnissen gab es nach den Berichten vieler Insassen außerdem so gut wie keine Stalinbilder, die sonst in Wohnungen und öffentlichen Räumen quer durch die UdSSR allgegenwärtig waren.

Damit will ich jedoch auf keinen Fall behaupten, dass die Lager in der Sowjetunion und im nationalsozialistischen Deutschland identisch gewesen wären. Wie jeder Leser, der auch nur ein wenig über den Holocaust informiert ist, in diesem Buch feststellen wird, unterschied sich das Leben in den sowjetischen Lagern in vieler Hinsicht, im Großen wie im Kleinen, von den Zuständen in den NS-Lagern. Es gab Unterschiede in Tagesablauf und Arbeit, in Bewachung und Bestrafung, in der Propaganda. Der Gulag währte länger und kannte sowohl relativ grausame als auch relativ humane Phasen. Die

Geschichte der nationalsozialistischen KZs ist kürzer und einheitlicher: Sie wurden schlicht immer grausamer, bis die zurückweichenden Deutschen sie liquidierten oder die vorrückenden Alliierten sie befreiten. Der Gulag bestand aus sehr verschiedenen Einrichtungen – von den tödlichen Goldminen an der Kolyma im Hohen Norden bis zu den nahezu luxuriös erscheinenden geheimen Instituten bei Moskau, wo gefangene Wissenschaftler Waffen für die Rote Armee entwickelten. Zwar gab es auch bei den Nationalsozialisten verschiedene Arten von Lagern, aber das Spektrum war weitaus enger.

Vor allem zwei Unterschiede aber halte ich für fundamental. Erstens war die Definition des »Feindes« in der Sowjetunion stets viel verschwommener als die des Juden in NS-Deutschland. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, konnte kein Jude in Deutschland damals etwas an seinem Status ändern, konnte kein Jude, der einmal im Lager saß, hoffen, dem Tod zu entrinnen, und allen Juden war das stets gegenwärtig. Zwar mussten Millionen sowjetischer Häftlinge um ihr Leben bangen – und Millionen starben tatsächlich –, aber es gab keine Häftlingskategorie, deren Tod absolut feststand. Das Schicksal mancher Gefangener wurde zuweilen erleichtert, weil man sie als Ingenieure oder Geologen unter relativ günstigen Umständen arbeiten ließ. In jedem Lager gab es eine Gefangenenhierarchie, in der manche auf Kosten anderer oder mit Hilfe anderer aufsteigen konnten. Wenn der Gulag mit Frauen, Kindern oder Alten überfüllt war oder wenn man Soldaten an der Front brauchte, wurden Häftlinge in großer Zahl amnestiert und entlassen. Der Status des »Feindes« konnte außerdem unerwartet wechseln. So ließ Stalin zu Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 Hunderttausende Polen festsetzen. 1941 gab er sie ebenso plötzlich wieder frei, weil Polen und die UdSSR inzwischen zeitweilige Verbündete geworden waren. Das Gegenteil gab es auch: In der Sowjetunion konnten Täter unvermittelt zu Opfern werden. Aufseher oder Lagerverwalter, ja sogar hohe Offiziere der Geheimpolizei wurden verhaftet und ins Lager geschickt. Nicht jedes »Giftkraut« blieb für immer giftig. Keine Kategorie sowjetischer Häftlinge lebte also in ständiger Erwartung des Todes.⁵⁵

Zum Zweiten – und auch das wird in diesem Buch deutlich – war

der ursprüngliche Anlass für die Errichtung des Gulags sowohl nach Aussagen von Häftlingen als auch der offiziellen Propaganda seiner Begründer zufolge ökonomischer Natur. Das bedeutet nicht, dass die sowjetischen Lager deshalb humaner waren. In diesem System wurden die Häftlinge wie Arbeitstiere oder wie leblose Gegenstände behandelt. Die Wachmannschaften sprangen mit ihnen um, wie es ihnen gefiel, trieben sie in Viehwagen hinein und wieder heraus, wogen und maßen sie, gaben ihnen zu essen, wenn es ihnen erforderlich schien, oder ließen sie hungern, wenn nicht. Sie wurden, um die marxistische Terminologie zu benutzen, ausgebeutet, vergegenseitlich und zur Ware degradiert. Wenn sie nicht produzierten, hatte ihr Leben keinen Wert.

Trotzdem unterschieden sich ihre Erlebnisse von denen der jüdischen und anderen Häftlinge, die die Nationalsozialisten in eine besondere Kategorie von Lagern sperrten: die so genannten Vernichtungslager. Dem Sinn und Zweck nach waren das Todesfabriken, auch wenn in einigen Zwangsarbeit geleistet wurde. Vier Vernichtungslager gab es: Belzec, Chelmno, Sobibor und Treblinka. Majdanek und Auschwitz waren Arbeits- und Todeslager zugleich. Kamen die Gefangenen dort an, wurden sie »selektiert«. Nur wenige wurden ausgesucht, um noch einige Wochen Zwangsarbeit zu leisten. Der größte Teil wurde sofort in die Gaskammern geschickt, dort getötet und unmittelbar danach verbrannt.

Soweit ich feststellen konnte, gab es in der Sowjetunion nichts, was mit der besonderen Form der Tötung vergleichbar war, wie sie auf dem Höhepunkt des Holocaust praktiziert wurde. Dort fand man andere Möglichkeiten, um Hunderttausende Bürger zu vernichten. In der Regel brachte man sie nachts in einen Wald, ließ sie Aufstellung nehmen, schoss sie in den Hinterkopf und verscharrete sie in Massengräbern, ohne sie erst in einem Konzentrationslager festzuhalten – eine Form der Tötung, die nicht weniger »industrialisiert« und anonym war wie die der Nationalsozialisten. Im Übrigen wurde auch berichtet, dass die sowjetische Geheimpolizei Auspuffgase benutzte, um Gefangene umzubringen, ähnlich wie es die Nationalsozialisten in den Anfangsjahren taten.⁵⁶ Im Gulag starben sowjetische Häftlinge aber in der Regel nicht an der Effizienz ihrer

Peiniger, sondern eher an Ineffizienz und Vernachlässigung.⁵⁷ In manchen sowjetischen Lagern erwartete zu bestimmten Zeiten diejenigen der sichere Tod, die im Winter zum Holzfällen in den Wald geschickt wurden oder in den schlimmsten Goldbergwerken an der Kolyma arbeiten mussten. Man schloss Häftlinge auch in den Karzer ein, bis sie an Kälte und Hunger starben, ließ sie unbehandelt auf kalten Krankenstationen liegen oder erschoss sie wegen »Fluchtversuchs«. Trotz alledem war das sowjetische Lagersystem insgesamt nicht mit der Absicht eingerichtet, Leichenberge zu produzieren, auch wenn das zuweilen geschah.

Das sind feine Unterschiede, aber sie fallen ins Gewicht. Wenn der Gulag und Auschwitz auch in die gleiche geistige und historische Tradition gehören, sind sie doch zu unterscheiden und zu trennen – sowohl voneinander als auch von Lagersystemen, die andere Regime errichteten. Das Prinzip des Konzentrationslagers mag so allgemein sein, dass man es in vielen verschiedenen Kulturen und Situationen antreffen kann. Aber auch eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte zeigt, dass die jeweilige Ausprägung – wie das Lagerleben organisiert war, wie sich die Lager über die Jahre entwickelten, wie streng oder milde es dort zuging, ob sie grausam blieben oder liberalisiert wurden – vom konkreten Land, seiner Kultur und seinem politischen Regime abhingen.⁵⁸ Für jene, die hinter dem Stacheldraht schmachteten, waren diese Unterschiede entscheidend für ihr Leben, ihre Gesundheit und das Überleben.

Wenn man die Berichte von Menschen liest, die beide Typen von Lagern überlebt haben, dann springen eher die unterschiedlichen Erlebnisse der Opfer als die Unterschiede zwischen beiden Lagersystemen ins Auge. Jeder Bericht ist unwiederholbar, jedes Lager hielt Schrecken verschiedener Art für Menschen unterschiedlichen Charakters bereit. In Deutschland konnte man an der Grausamkeit, in Russland an der eigenen Verzweiflung sterben. In Auschwitz konnte man in der Gaskammer zu Tode kommen, an der Kolyma im Schnee erfrieren. Der Mensch konnte in einem deutschen Wald oder in der sibirischen Tundra, bei einem Unfall im Bergwerk oder in einem Viehwagen sein Leben lassen. Am Ende aber erzählt jedes Menschenleben seine eigene Geschichte.

ERSTER TEIL

Die Ursprünge des Gulags
1917–1939

Anfänge unter den Bolschewiken

1917 rollten zwei revolutionäre Wellen über Russland hinweg und ließen die zaristische Gesellschaft wie ein Kartenhaus in sich zusammenstürzen. Zar Nikolaus II. dankte im Februar ab, und danach vermochte kaum noch jemand die Ereignisse aufzuhalten oder zu kontrollieren. Alexander Kerenski, der die erste Provisorische Regierung nach der Februarrevolution anführte, schrieb später, dass ihm zu dem damaligen Zeitpunkt »die verschiedenen politischen Taktiken, Programme und Pläne, so kühn und gut überlegt sie waren, hilflos und nutzlos in der Luft zu hängen« schienen.²

Doch obwohl die Provisorische Regierung schwach war, das Volk unzufrieden und voller Zorn über das Blutbad, das der Erste Weltkrieg angerichtet hatte, rechneten nur wenige damit, dass die Macht den Bolschewiken in die Hände fallen würde, einer von mehreren radikal-sozialistischen Parteien, die für rasche Veränderungen agitierten. Im Ausland hatte kaum jemand von ihnen gehört. Noch rätselhafter war ihr Anführer Wladimir Iljitsch Uljanow, den die Welt bald unter seinem Parteinamen »Lenin« kennen lernen sollte. In langen Jahren des Exils hatte er sich wegen seiner Brillanz ebenso Anerkennung erworben, wie wegen seines aufbrausenden Temperaments und seines Fraktionsgeistes unbeliebt gemacht.

In den Monaten nach der Februarrevolution war Lenin selbst in der eigenen Partei weit davon entfernt, unumschränkte Autorität zu genießen. Noch Mitte Oktober 1917 hielten mehrere führende Bolschewiken nichts von seinem Plan, einen Umsturz gegen die Provisorische Regierung herbeizuführen, da die Partei auf die Machter-

greifung noch nicht vorbereitet sei und nicht genügend Unterstützung im Volk genieße. Aber Lenin setzte sich durch. Von ihm angestachelt, besetzte eine Menschenmenge am 25. Oktober 1917 das Winterpalais. Die Bolschewiken nahmen die Minister der Provisorischen Regierung fest. Stunden später stand Lenin an der Spitze eines Staates, den er Sowjetrussland nannte.

Zwar war der Griff nach der Macht gelungen, aber Lenins Kritiker in den Reihen der Bolschewiken hatten nicht ganz Unrecht. Sie kamen in der Tat völlig unvorbereitet zur Macht. Ihr Rückhalt in der Bevölkerung war gering, und so stürzten sie sich fast augenblicklich in einen blutigen Bürgerkrieg, um an der Macht zu bleiben. Von 1918 an, als die Weiße Armee des alten Regimes sich umgruppiert hatte, um gegen die neu geschaffene, von Trotzki geführte Rote Armee den Kampf aufzunehmen, wütete der Bürgerkrieg in ganz Russland mit einer Heftigkeit, wie man es in Europa bisher selten erlebt hatte. Aber nicht nur auf dem Schlachtfeld tobte die Gewalt. Die Bolschewiken unternahmen alles, um intellektuelle und politische Gegnerschaft in jeglicher Form zu unterdrücken. Zielscheibe waren nicht nur die Repräsentanten des alten Regimes, sondern auch andere Sozialisten: Menschewiken, Anarchisten und Sozialrevolutionäre. Erst 1921 zog in dem neu geschaffenen Sowjetstaat relative Ruhe ein.³

In diesem Klima aus Improvisation und Gewalt entstanden die ersten sowjetischen Arbeitslager. Lenins Vorstellung davon als einer besonderen Form von Strafe für eine besondere Art bourgeoisier »Feinde« passte zu seinen Ideen von Verbrechen und Verbrechern. Einerseits hatte der erste sowjetische Führer seine Zweifel, was das Einsperren und Bestrafen von Kriminellen – Dieben, Räubern und Mördern – betraf, die für ihn potenzielle Verbündete waren. Als Hauptursache der Übertretung gesellschaftlicher Regeln (wie er das Verbrechen nannte) sah er die Ausbeutung der Massen. War diese beseitigt, musste auch die Übertretung verschwinden. Daher brauchte man Kriminelle nicht besonders zu bestrafen. Mit der Zeit würde die Revolution selbst zur Überwindung des Verbrechens führen.

Andererseits erwartete Lenin wie die bolschewistischen Rechts-theoretiker, die seinen Ideen folgen sollten, dass mit der Errichtung

des Sowjetstaates eine neue Kategorie von Verbrechern auftauchte: der »Klassenfeind«. Der Klassenfeind war gegen die Revolution und arbeitete offen, häufiger vermutlich aber verdeckt daran, sie zum Scheitern zu bringen. Er war schwerer aufzuspüren als ein gewöhnlicher Verbrecher und viel schwerer zu ändern. Er musste daher härter bestraft werden als jeder Dieb oder Mörder. So hieß es im ersten »Dekret über Bestechung« vom Mai 1918: »Wenn eine Person, die Bestechung anbietet oder annimmt, den vermögenden Klassen angehört und mit der Bestechung Vermögensvorrechte bewahren oder erwerben will, dann soll sie zur härtesten und unangenehmsten Form von Zwangsarbeit verurteilt und ihr gesamtes Vermögen eingezogen werden.«⁴

Leider machte sich niemand die Mühe, eindeutig zu beschreiben, was unter einem Klassenfeind zu verstehen sei. Daher kam es im Gefolge des bolschewistischen Umsturzes zu einem dramatischen Anstieg von wahllosen Verhaftungen. Bankiers, Marktfrauen, »Spekulanten« – das konnte jeder sein, der einer selbstständigen wirtschaftlichen Tätigkeit nachging –, Gefängniswärter aus der Zarenzeit und viele andere, die irgendwie verdächtig erschienen, wurden willkürlich zu Freiheitsentzug, Zwangsarbeit, ja sogar zum Tode verurteilt.⁵

Wer als Feind eingestuft wurde, war von Ort zu Ort verschieden. Zuweilen gab es Überschneidungen mit der Kategorie der Kriegsgefangenen. Wenn Trotzkis Rote Armee eine Stadt besetzte, nahm sie häufig wohlhabende Bourgeois als Geiseln, die erschossen werden konnten, falls die Weiße Armee zurückkehrte, was bei den häufig wechselnden Fronten immer wieder vorkam. In der Zwischenzeit zwang man die Leute, für die Rote Armee zu arbeiten, ließ sie Schützengräben ausheben oder Hindernisse errichten.⁶ Zwischen politischen Gefangenen und gewöhnlichen Kriminellen wurde genauso willkürlich unterschieden. Die ungebildeten Mitglieder der Zeitweiligen Kommissionen und Revolutionstribunale konnten zum Beispiel zu dem Schluss kommen, jemand, der ohne zu bezahlen mit der Straßenbahn gefahren war, habe sich gegen die Gesellschaft vergangen und müsse deshalb für ein politisches Delikt bestraft werden.⁷ Häufig genug wurden derartige Entscheidungen dem Polizis-

ten oder Soldaten überlassen, der die Verhaftung vornahm. Feliks Dzierzynski, der Gründer der Tscheka – Lenins Geheimpolizei, die Vorläuferin des KGB –, trug stets ein schwarzes Notizbuch bei sich, in das er wahllos Namen und Adressen von Feinden kritzerte, denen er bei seiner Tätigkeit begegnete.⁸

Die Definition des Feindes sollte bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion achtzig Jahre später so vage bleiben. Gleichwohl hatte die Vorstellung, dass es zwei Kategorien von Häftlingen – politische und kriminelle – gab, maßgeblichen Einfluss auf die weitere Entwicklung des sowjetischen Strafvollzugs. In den ersten Tagen der Revolution fielen alle Häftlinge in die Zuständigkeit der »traditionellen« Justizorgane, zunächst des Volkskommissariats für Justiz, später des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten, und wurden in »gewöhnlichen« Haftanstalten untergebracht. Damit waren die Überreste des Strafvollzugs aus der Zarenzeit gemeint, zu meist schmutzige, düstere Gemäuer, die es im Zentrum jeder größeren Stadt gab. Doch als die Bolschewiken die Macht übernahmen, waren die wenigen noch intakten Gefängnisse hoffnungslos überfüllt. Nur Wochen nach der Revolution forderte Lenin »Sondermaßnahmen für die unverzügliche Verbesserung der Verpflegung in den Petrograder Gefängnissen«.⁹ Einige Monate später besuchte ein Mitglied der Moskauer Tscheka das Taganskaja-Gefängnis in der Hauptstadt. Er berichtete von »schrecklicher Kälte und Schmutz«, von Hunger und Typhus. Die meisten Häftlinge konnten die ihnen auferlegte Zwangsarbeit gar nicht leisten, weil sie nichts anzuziehen hatten. Eine Zeitung beklagte, die Roten Garden verhafteten »Tag für Tag wahllos Hunderte Personen und wissen dann nicht, was sie mit ihnen anfangen sollen«.¹⁰

Die Überfüllung der Haftanstalten brachte »kreative« Lösungen hervor. In Ermangelung von etwas Besserem sperrten die neuen Behörden Häftlinge in Kellern, auf Dachböden, in verlassenen Palästen oder alten Kirchen ein. Im Dezember 1917 beriet eine Kommission der Tscheka über das Schicksal von 56 Gefangenen – Dieben, Trunkenbolden und einigen Politischen –, die im Keller des Smolny, damals Lenins Hauptquartier in Petrograd, festgehalten wurden.¹¹ Nicht jeder litt unter dem Chaos. Robert Bruce Lockhart, ein briti-

scher Diplomat, dem man (zu Recht, wie sich später herausstellte) Spionage vorwarf, wurde 1918 in einem Raum des Kreml festgehalten. Dort vertrieb er sich die Zeit damit, dass er Patiencen legte, Thukydides und Carlyle las. Von Zeit zu Zeit brachte ihm ein ehemaliger Diener des Zarenhofes Zeitungen und heißen Tee.¹²

Aber auch in den traditionellen Gefängnissen waren die Verhältnisse regellos und das Personal unerfahren. Ein Oberst der Weißen Armee berichtet, dass die Häftlinge im Gefängnis von Petrograd im Dezember 1917 kommen und gehen konnten, wann sie wollten. In den Zellen nächtigten Obdachlose. Auf diese Zeit zurückblickend, meinte ein sowjetischer Funktionär: »Wer damals nicht weglief, war einfach zu faul dazu.«¹³

Das Durcheinander zwang die Tscheka, sich etwas Neues einzufallen zu lassen. Schließlich konnten die Bolschewiken ihre »wahren« Feinde nicht in diesem regulären Strafvollzug belassen. Chaotische Gefängnisse und nachlässige Wärter mochten für Taschendiebe und jugendliche Delinquenten angemessen sein, nicht aber für Saboteure, »Parasiten«, Spekulanten, Offiziere der Weißen Armee, Geistliche, bourgeoise Kapitalisten und andere, von denen aus Sicht der Bolschewiken große Gefahr drohte.

Bereits am 4. Juni 1918 forderte Trotzki, eine Gruppe aufsässiger tschechischer Kriegsgefangener ruhig zu stellen, zu entwaffnen und in einem Konzentrationslager unterzubringen.

Im August benutzte auch Lenin diesen Begriff. In einem Telegramm an die Kommissare von Pensa, wo gerade eine Revolte gegen die Bolschewiken stattgefunden hatte, forderte er: »Übt massiven Terror gegen Kulaken [reiche Bauern, d. Verf.], Popen und weiße Garden. Sperrt die Unsicheren in ein Konzentrationslager.«¹⁴ Die Einrichtungen dafür gab es bereits. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk vom Sommer 1918, mit dem Russlands Beteiligung am Ersten Weltkrieg endete, ließ die Regierung zwei Millionen Kriegsgefangene frei. Die Lager wurden sofort der Tscheka übergeben.¹⁵

Damals schien kein Organ besser für die Aufgabe geeignet zu sein, die Unterbringung von »Feinden« in Sonderlagern zu übernehmen. Völlig neu geschaffen, galt die Tscheka als »Schild und

Schwert« der Partei; sie stand in keinerlei Beziehung zur Sowjetregierung und deren Ministerien, war an keine Rechtstradition gebunden und nicht verpflichtet, sich mit der Polizei, den Gerichten oder dem Volkskommissar für Justiz abzustimmen. Ihr Sonderstatus kam schon in ihrem Namen zum Ausdruck: Allrussische Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution und Sabotage, russische Abkürzung Tsch-K, gesprochen Tscheka. Sie war außerordentlich, weil sie außerhalb des »ordentlichen« Rechtssystems stand.

Kaum gegründet, bekam sie bereits einen außergewöhnlichen Auftrag. Am 5. September 1918 erhielt Dzierzynski den Befehl, Lenins Politik des Roten Terrors durchzusetzen. Als Reaktion auf einen Mordanschlag gegen Lenin entstanden, war diese Terrorwelle aus Verhaftung, Einkerkerung und Mord straffer organisiert als der spontane Terror der vorangegangenen Monate. Im Grunde tobte hier der Bürgerkrieg gegen jene, die man verdächtigte, für die Verfeitelung der Revolution an der »Heimatfront« tätig zu sein. In der »Krassnaja gaseta«, dem Organ der Roten Armee, las sich das so: »Wir werden unsere Gegner zu Hunderten töten, ohne Gnade und ohne Erbarmen. Mögen es Tausende sein, mögen sie in ihrem eigenen Blut ersaufen!«¹⁶

Der Rote Terror war entscheidend für Lenins Kampf um die Macht. Konzentrationslager, so genannte Sonderlager, waren entscheidend für den Roten Terror. Zwar gibt es aus dieser Zeit keine verlässlichen Angaben über die Zahl der Häftlinge, aber Ende 1919 sind für Russland 21 Lager verzeichnet. Ende 1920 waren es bereits 107 – fünf Mal so viele.¹⁷

In diesem Stadium erscheint der Zweck der Lager noch recht unklar. Die Häftlinge sollten Arbeit leisten, aber mit welchem Ziel? Sollte die Arbeit sie umerziehen? Sie demütigen? Oder sollte sie ein Beitrag zum Aufbau des neuen Sowjetstaates sein? Verschiedene sowjetische Repräsentanten und Organe gaben auf diese Fragen verschiedene Antworten. Im Februar 1919 hielt Dzierzynski eine flamende Rede auf die Lager als Instrument zur ideologischen Umerziehung der Bourgeoisie. Sie sollten

»die Häftlinge zu nützlicher Arbeit einsetzen, jene Herren, die keiner Beschäftigung nachgehen, und diejenigen, die nicht ohne einen gewissen Zwang arbeiten können. Wir schlagen vor, auf diese Weise eine Schule der Arbeit zu schaffen.«¹⁸

Als allerdings im Frühjahr 1919 die ersten offiziellen Dokumente über die Sonderlager erschienen, hatten sich die Prioritäten bereits etwas verschoben.¹⁹ In den Dekreten, die eine erstaunlich lange Liste von Bestimmungen und Empfehlungen darstellen, wurde den Hauptstädten jedes Gouvernements vorgeschlagen, ein Lager für mindestens dreihundert Personen – »am Rande der Stadt oder in Objekten der Umgebung wie Klöstern, Gütern, Bauerngehöften usw.« – einzurichten. Dort sollte der Achtstundentag gelten, Überstunden und Nachtarbeit waren nur »im Rahmen des Arbeitsrechts« gestattet. Lebensmittelpakete durften nicht empfangen werden. Besuche naher Verwandter waren gestattet, aber nur an Sonn- und Feiertagen. Häftlinge, die zu fliehen versuchten, sollten die zehnfache Frist absitzen. Bei Wiederholung drohte ihnen sogar die Todesstrafe. In den Dekreten hieß es nun eindeutig, dass die Arbeit der Gefangenen nicht ihrer Erziehung, sondern der Aufrechterhaltung der Lager diente.²⁰

Da staatliche Mittel nur sehr unregelmäßig flossen, mussten die Lagerverwaltungen sich schon früh über ihre Finanzierung Gedanken machen und darüber, wie sie den größten Nutzen aus ihren Häftlingen ziehen konnten. In einem Geheimbericht vom September 1919, der Dzierzynski vorgelegt wurde, beklagte man die sanitären Bedingungen in einem Transitlager als »unter aller Kritik«, vor allem deshalb, weil viele Häftlinge zu krank seien, um arbeiten zu können: »Bei dem nasskalten Herbstwetter ist dies kein Ort, wo Menschen gesammelt und zur Arbeit eingesetzt werden, sondern eine Brutstätte für Krankheiten und Seuchen.« Der Verfasser schlug vor, die Arbeitsunfähigen anderswo unterzubringen, damit sie die Effizienz des Lagers nicht beeinträchtigten. Die Gulagleitung sollte später noch häufig auf diese Taktik zurückgreifen. Aber schon damals bereiteten Krankheit und Hunger den Lagerverantwortlichen nur deshalb Sorge, weil kranke und hungrige Häftlinge ihnen nichts

nützten.²¹ Anderen waren solche Erwägungen jedoch egal. Sie hatten vor allem die Demütigung der Häftlinge im Auge, den Wunsch, die ehemals Wohlhabenden spüren zu lassen, wie einfache Arbeiter lebten.

Als der Bürgerkrieg in seine entscheidende Phase trat, schoben die dringenden Erfordernisse der Roten Armee und des Sowjetstaates jedoch alles andere – ob Umerziehung, Vergeltung oder Bestrafung – beiseite. Im Oktober 1918 bat beispielsweise der Befehlshaber der Nordfront die Petrograder Militärikommission dringend um achthundert Arbeitskräfte, die Gräben ausheben und Straßen anlegen sollten. Unverzüglich wurde »... eine Anzahl Bürger aus ehemaligen Händlerkreisen aufgefordert, sich im Stadtsowjet einzufinden, wo sie angeblich für einen späteren Arbeitseinsatz registriert werden sollten. Als diese Bürger erschienen, nahm man sie fest und brachte sie in die Semjonowski-Kaserne, von wo sie an die Front abtransportiert wurden.« Aber es waren nicht genug, und so ließ der Stadtsowjet kurzerhand einen Teil des Newski-Prospekts, der größten Petrograder Einkaufsstraße, absperren und jeden festnehmen, der nicht ein Parteibuch oder den Ausweis einer staatlichen Behörde vorweisen konnte. Die Verhafteten wurden in eine nahe gelegene Kaserne gebracht. Später ließ man die Frauen wieder frei, aber die Männer wurden sämtlich nach Norden in Marsch gesetzt.²²

Die verhafteten Passanten waren natürlich schockiert. Petrograder Arbeiter hätten daran nichts Besonderes gefunden. Denn in diesem frühen Stadium der sowjetischen Geschichte war der Unterschied zwischen Zwangsarbeit und normaler Arbeit noch reichlich verschwommen. Arbeiter waren gezwungen, sich beim Zentralen Arbeitsamt zu melden, das sie je nach Bedarf an jeden beliebigen Ort im Land schicken konnte. Es wurden eigens Dekrete erlassen, die es bestimmten Berufsgruppen wie zum Beispiel Bergleuten verboten, ihren Arbeitsplatz zu verlassen. Auch die Lebensbedingungen von Arbeitern in Freiheit und Gefangenen unterschieden sich in dieser Zeit des revolutionären Chaos nicht wesentlich. Von außen gesehen konnte man Arbeitsstätten in Freiheit und Lager oft kaum auseinander halten.²³

Das war jedoch erst der Anfang. Wie man »Lager«, »Gefängnis«

oder »Zwangsarbeit« definieren sollte, blieb auch in den zwanziger Jahren im Grunde ungeklärt. Die Kontrolle über den Strafvollzug wechselte häufig. Die zuständigen Behörden wurden endlos umbenannt und neu organisiert, da immer wieder andere Kommissare und Bürokraten versuchten, das System in die Hand zu bekommen.²⁴

Der Rahmen war jedoch am Ende des Bürgerkrieges gesetzt. In Sowjetrussland hatten sich zwei getrennte Systeme von Haftanstalten mit eigenen Regeln, Traditionen und Ideologien herausgebildet. Das Volkskommissariat für Justiz und später das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten leitete das »reguläre« System von Strafanstalten, wo im Wesentlichen Menschen einsaßen, die das Sowjetregime als »Kriminelle« bezeichnete. Die Häftlinge waren in traditionellen Gefängnissen untergebracht, und die Ziele, die deren Verwaltungen sich einer internen Denkschrift zufolge setzten, waren auch für »bürgerliche« Staaten durchaus akzeptabel: Der Strafgefangene sollte durch Arbeit gebessert – »die Häftlinge sollen Fertigkeiten erlernen, die es ihnen ermöglichen, später ein ehrliches Leben zu führen« – und von neuen Straftaten abgehalten werden.²⁵

Das zweite System von Strafanstalten, zunächst als »Speziallager« oder »Sonderlager« bekannt, leitete die Tscheka, aus der später die GPU, dann die OGPU, das NKWD und schließlich der KGB hervorgingen. Zwar benutzte auch die Tscheka Begriffe wie »Umerziehung« oder »Besserung«, aber diese Lager hatten mit normalen Strafvollzugsanstalten wenig gemein. Andere Behörden hatten auf sie keinerlei Zugriff. Sie waren dem Blick der Öffentlichkeit weitgehend entzogen. In diesen Lagern galten besondere Regeln, härtere Strafen für Fluchtversuche und ein strengeres Regime. Die Insassen waren nicht unbedingt von ordentlichen Gerichten verurteilt, wenn sie überhaupt je einen Richter zu Gesicht bekommen hatten. Zunächst als Notmaßnahme gedacht, nahmen sie an Umfang und Bedeutung zu, je mehr man die Definition der »Feinde« ausweitete und je mehr die Tscheka ihre Macht ausdehnte. Als die beiden Systeme des Strafvollzugs – das ordentliche und das außerordentliche – schließlich zusammengeführt wurden, geschah das nach den Regeln des Letzteren. Die Tscheka schluckte ihre Konkurrenten.

Das System der Sonderlager war von Anfang an für besondere Häftlinge gedacht – die Gegner der neuen Ordnung. Dabei interessierten sich die Behörden vor allem für eine politische Kategorie: die Mitglieder revolutionärer sozialistischer Parteien abseits der Bolschewiken. Das waren zumeist Anarchisten, linke und rechte Sozialrevolutionäre, Menschewiken und andere, die für die Revolution gekämpft, sich aber nicht rechtzeitig Lenins Fraktion angeschlossen und daher am Umsturz von 1917 nicht teilgenommen hatten. Als ehemalige Verbündete im Kampf gegen das Zarenregime verdienten sie besondere Behandlung. Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei beriet bis Ende der dreißiger Jahre immer wieder über ihr Schicksal. Zu dem Zeitpunkt waren die meisten allerdings bereits verhaftet oder erschossen.²⁶

Lenins großes Interesse an diesen Häftlingen rührte zum einen daher, dass ihm – wie dem Führer jeder exklusiven Sekte – Abtrünnige besonders verhasst waren. So bezeichnete er in einer für ihn typischen Polemik einen seiner sozialistischen Kritiker als »Schurken«, als »blindem Grünschnabel«, als »Handlanger einer Bande von Blutsaugern und Spießbürger«, der »niederträchtige Lügen« aus »der Müllgrube der Renegaten« verbreite.²⁷ Zum anderen aber waren die »Politischen« wesentlich schwerer zu kontrollieren als andere Häftlinge. Viele hatten Jahre in zaristischen Gefängnissen verbracht und waren erfahren darin, wie man Hungerstreiks organisiert, das Wachpersonal unter Druck setzt, zwischen den Zellen Kontakt hält, Nachrichten austauscht und gemeinsame Protestaktionen durchführt. Wichtiger noch, sie wussten auch, wie man Kontakt zur Außenwelt herstellte und wen man anzusprechen hatte. Die meisten sozialistischen Parteien Russlands unterhielten Organisationen im Ausland, die häufig in Berlin oder Paris saßen und dem internationalen Ansehen der Bolschewiken großen Schaden zufügen konnten. Auf dem 3. Kongress der Kommunistischen Internationale 1921 verlasen Vertreter der Auslandsorganisation der Sozialrevolutionäre, der Partei, die den Bolschewiken ideologisch am nächsten stand (und sogar für kurze Zeit eine Koalition mit ihnen eingegangen war), einen Brief ihrer in Russland eingekerkerten Kampfgefährten. Das Schreiben löste vor allem deshalb einen Skandal aus, weil darin behauptet

wurde, die Bedingungen in den Gefängnissen des revolutionären Russlands seien schlimmer als unter dem Zaren. »Unsere Genossen sind halb verhungert«, hieß es dort. »Viele von ihnen sitzen Monate lang ein, ohne ihre Verwandten sehen, Briefe empfangen oder sich körperlich betätigen zu dürfen.«²⁸

Die Sozialisten im Exil hatten – schon vor der Revolution – Möglichkeiten, sich für die Gefangenen einzusetzen, und sie nutzten sie. Unmittelbar nach dem bolschewistischen Umsturz beteiligten sich so berühmte Revolutionäre wie Vera Figner, die über das Leben in zaristischen Kerkern geschrieben hatte, und Jekaterina Peschkowa, die Ehefrau Maxim Gorkis, daran, das Politische Rote Kreuz wieder aufzubauen, eine Hilfsorganisation für Gefangene, die vor der Februarrevolution im Untergrund gearbeitet hatte.

Die Tscheka suchte das Problem der schlechten Presse dadurch zu lösen, dass sie die lästigen Sozialisten räumlich von ihren Kontaktleuten trennte. Einige wurden auf behördliche Anweisung in ferne Gegenden verbannt, wie es schon unter dem Zaren üblich war. Trotzdem fanden selbst Verbannte aus den entferntesten Gegenden immer wieder Wege, sich mitzuteilen. So schaffte es etwa eine kleine Gruppe politischer Gefangener in einem winzigen Lager am Fluss Narym im hintersten Winkel von Sibirien, einer sozialistischen Zeitung im Ausland einen Brief zukommen zu lassen: »Wir sind so hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt, dass nur Briefe, in denen es um die Gesundheit von Verwandten oder um unsere eigene geht, Aussicht haben, ihre Empfänger zu erreichen. Jede andere Nachricht... geht verloren.«²⁹

Verbannung in ferne Gegenden bedeutete auch nicht, dass die Kerkermeister nun ihre Ruhe hatten. Sozialistische Gefangene, die aus den Haftanstalten der Zarenzeit Vorzugsbehandlung gewohnt waren, forderten überall Zeitungen, Bücher, Spaziergänge und das uneingeschränkte Recht auf Korrespondenz. Vor allem aber bestanden sie darauf, ihre Sprecher zu wählen, die sie bei den Behörden vertraten. Wenn die Tscheka-Offiziere vor Ort ihnen dies verweigerten, weil sie häufig einen Anarchisten nicht von einem Brandstifter unterscheiden konnten, protestierten die Sozialisten – mitunter auch mit gewaltsausübenden Aktionen.

Die Lagerkommandanten führten ihrerseits Klage. In einem Brief an Dzierzynski schrieb einer, dass sich in seinem Lager »Weißgardisten, die sich für politische Gefangene halten«, zu einer »verschworenen Gemeinschaft« organisiert hätten, die dem Wachpersonal jede normale Arbeit unmöglich mache: »Sie verleumden die Lagerverwaltung, schwärzen sie an ... und ziehen den ehrlichen Namen des sowjetischen Arbeiters in den Dreck.«³⁰ Zuweilen nahmen die Aufseher die Sache selbst in die Hand. Als eine Gruppe Häftlinge im April 1921 in Petrominsk die Arbeit verweigerte und besseres Essen verlangte, ordneten die Behörden des Gebietes Archangelsk, die die Insubordination satt hatten, für die 540 Beteiligten kurzerhand die Todesstrafe an. Sie wurden alle erschossen.³¹

Anderenorts suchten die Verantwortlichen die Ruhe aufrechtzuhalten, indem sie den Sozialisten jede Forderung erfüllten. So erinnert sich die Sozialrevolutionärin Berta Babina an ihre Ankunft im »Sozialistenflügel« des Moskauer Butyrka-Gefängnisses als ein freudiges Wiedersehen mit Freunden, Leuten »aus dem Petersburger Untergrund, aus meiner Studentenzeit, aus den vielen Städten und Ortschaften, wo ich während meiner Wanderjahre gelebt hatte«. Innerhalb des Gefängnisses durften sich die Insassen frei bewegen. Sie organisierten Morgengymnastik, gründeten einen Chor und ein Orchester, richteten einen Klub ein, wo es ausländische Zeitungen und eine gute Bibliothek gab. Wie vor der Revolution ließ jeder Gefangene seine persönlichen Bücher zurück, wenn er entlassen wurde. Ein Häftlingsrat wies die Neuankömmlinge in die Zellen ein, von denen einige sogar mit Boden- und Wandteppichen ausgestattet waren. Babina kam dieses Leben im Gefängnis geradezu unwirklich vor: »Können die uns nicht mal richtig einsperren?«³²

Die gleiche Frage stellte sich auch die Führung der Tscheka. In einem Bericht an Dzierzynski vom Januar 1921 führte ein Gefängnisinspektor zornige Klage darüber, dass in der Butyrka »Männer und Frauen miteinander umherziehen und an den Zellenwänden Spruchbänder mit anarchistischen und konterrevolutionären Lösungen hängen«.³³ Dzierzynski empfahl ein strengeres Regime. Kaum war das eingeführt, gab es neue Proteste.

Die Idylle in der Butyrka hatte allerdings bald ein Ende. Laut

einem Brief, den eine Gruppe Sozialrevolutionäre an die Behörden schrieb, drang im April 1921 »eine Gruppe Bewaffneter zwischen drei und vier Uhr morgens in die Zellen ein und ging gegen die Häftlinge vor... Frauen wurden an Armen, Beinen und bei den Haaren aus den Zellen gezerrt, andere geschlagen.« In einem eigenen Bericht bezeichnete die Tscheka diesen »Zwischenfall« später als eine Revolte, die außer Kontrolle geraten sei. Es wurde beschlossen, nicht mehr so viele politische Gefangene in Moskau zu konzentrieren.³⁴ Im Februar 1922 war der »Sozialistenflügel« im Butyrka-Gefängnis aufgelöst.

Weder Repressalien noch Zugeständnisse hatten gefruchtet. Selbst in den Sonderlagern bekam die Tscheka die Politischen nicht in den Griff. Noch konnte sie verhindern, dass immer wieder Nachrichten von ihnen zur Außenwelt durchsickerten. Man brauchte dringend eine andere Lösung für sie und alle anderen aufmüpfigen Konterrevolutionäre, die im System der Sondergefängnisse untergebracht waren. Im Frühjahr 1923 hatte man sie gefunden: die Solowezki-Inseln.

Das erste Lager des Gulags

Wenn man vom Glockenturm am fernen Ende des alten Solowezker Klosters herabschaut, sind die Umrisse des Lagers auch heute noch deutlich zu erkennen. Eine dicke Steinmauer umgibt den Solowezker Kreml, die zentrale Anlage der Klostergebäude und Kirchen, die im fünfzehnten Jahrhundert erbaut wurden. Hier waren die Hauptverwaltung und die zentralen Einrichtungen des Lagers untergebracht. Westlich davon liegt die Anlegestelle, wo heute ein paar Fischerboote vertäut sind. Einst wimmelte es hier von Häftlingen, die in der kurzen Schifffahrtsaison des Nordens wöchentlich, manchmal sogar täglich angelandet wurden. Dahinter sieht man die flachen Buchten des Weißen Meeres. Von hier nach Kem, dem wichtigsten Transitlager auf dem Festland, wo die Gefangenen an Bord gingen, brauchte das Schiff mehrere Stunden. Eine Fahrt nach Archangelsk, Hauptstadt der Region und größter Hafen am Weißen Meer, dauerte länger als 24 Stunden.

Im Norden sind die schwachen Umrisse der Sekirka, der Kirche auf der Anhöhe, zu erkennen, wo sich früher die Strafzellen des Lagers befanden. Im Osten ragt das Kraftwerk auf, das die Häftlinge bauten und das noch heute in Betrieb ist. Dahinter liegt der Streifen Land, wo sich der Botanische Garten befand. In den Anfangsjahren züchteten Gefangene hier verschiedene Pflanzen, um herauszufinden, welche im Hohen Norden nutzbringend zur Reife gebracht werden konnten.

Hinter dem Botanischen Garten kommen die anderen Inseln des Archipels in Sicht. Im Weißen Meer verstreut liegen Bolschaja Muk-

davon überzeugen, der Tscheka, die damals bereits OGPU (Vereinte Staatliche Politische Verwaltung) hieß, am 13. Oktober 1923 den beschlagnahmten Klosterbesitz zusammen mit den Klöstern Petrominsk und Cholmogory zu übergeben. Alle zusammen wurden »Lager zur besonderen Verwendung« getauft.⁴ Später nannte man sie »nördliche Lager zur besonderen Verwendung«, russisch abgekürzt SLON für *Sewernye lagerja osobogo nasnatschenia*. *Slon* bedeutet auf Russisch außerdem »Elefant«, eine Koinzidenz, die zu vielen Witzen Anlass gab, die Menschen aber auch erschaudern ließ.

Zwar haben Forscher in der letzten Zeit darauf hingewiesen, dass damals bereits weitere Lager und Gefängnisse existierten, aber Solowezki nahm zweifellos eine Sonderstellung ein. Und das nicht nur in den Erinnerungen der Überlebenden, sondern auch in der Geschichte der sowjetischen Geheimpolizei.⁵ Solowezki mag nicht das einzige Gefängnis in der Sowjetunion der zwanziger Jahre gewesen sein, aber es war das Gefängnis der OGPU und dasjenige, wo die Geheimpolizei lernte, Arbeitssklaven gewinnbringend einzusetzen.

Eine der beiden Häftlingskategorien auf den Inseln arbeitete zunächst allerdings nicht. Gemeint sind die etwa dreihundert politischen Gefangenen – Sozialisten –, die ab Juni 1923 vom Lager Petrominsk, aus der Butyrka sowie aus anderen Gefängnissen von Moskau und Petrograd dorthin verlegt wurden. Nach ihrer Ankunft wurden sie sofort in das kleine Kloster Sawwatjewo gebracht, einige Kilometer nördlich vom Hauptkomplex gelegen, damit sie nicht mit den anderen Häftlingen in Berührung kamen und diese nicht zu Hungerstreiks oder anderen Protesten verleiten konnten.

Anfangs gewährte man den Sozialisten die Privilegien politischer Gefangener, die sie so lange gefordert hatten: Bücher, Zeitungen, Bewegungsfreiheit innerhalb des Stacheldrahtzauns und Freistellung von körperlicher Arbeit. Jede der bedeutenderen politischen Parteien – linke Sozialrevolutionäre, rechte Sozialrevolutionäre, Anarchisten, Sozialdemokraten und später die Sozialistischen Zionisten – wählte einen Anführer und belegte Räume in einem jeweils eigenen Flügel des alten Klosters.⁶

Elinor Olizkaja, eine junge linke Sozialrevolutionärin, die 1924 verhaftet wurde, empfand Sawwatjewo zuerst gar nicht als Gefäng-

nis. Nach der düsteren Moskauer Lubjanka wirkte es auf sie wie ein Schock. Ihre Behausung, eine ehemalige Mönchszelle, die nun in der Frauenabteilung des »sozialrevolutionären« Flügels lag, war

»hell, sauber, blank gescheuert und hatte zwei große offene Fenster: Licht und Luft im Überfluss. Die Fenster waren auch nicht vergittert. In der Mitte der Zelle stand ein kleiner Tisch mit weißem Tischtuch. An den Wänden vier sauber bezogene Betten, neben jedem ein Nachttisch. Darauflagen Bücher, Notizblöcke und Stifte.«⁷

Olizkaja musste bald erfahren, dass es hier auch Tuberkulose und andere Krankheiten gab und dass man von dem Essen kaum satt wurde. Aber die Solowezker politischen Gefangenen waren bemerkenswert gut organisiert. Der oder die Zellenälteste jeder Partei war für die Lagerung, Zubereitung und Verteilung der Lebensmittel zuständig. Auf Grund ihres Sonderstatus durften die politischen Gefangenen Pakete von Verwandten und selbst vom Politischen Roten Kreuz empfangen. Zwar hatte auch diese Organisation mit Schwierigkeiten zu kämpfen – bereits 1922 waren ihre Büros durchsucht und ihr Vermögen beschlagnahmt worden –, aber die Leiterin Jekaterina Peschkowa, die über ausgezeichnete Verbindungen verfügte, durfte den politischen Gefangenen nach wie vor persönlich Hilfsgüter schicken. 1923 sandte sie einen ganzen Waggon mit Lebensmitteln nach Sawwatjewo. Im Oktober jenes Jahres folgte eine Wagenladung Kleidung.⁸

So also versuchte man zunächst die negative PR zu entkräften: Man gab den Politischen mehr oder weniger, was sie verlangten, isolierte sie aber von allen anderen, soweit dies möglich war. Doch diese Lösung sollte nicht von Dauer sein. Das Sowjetsystem duldet keine Ausnahmen.

Weit weniger Umstände machte man mit Gefangenen, deren Status nicht so abgesichert war und die bald die Hauptgebäude des Solowezker Kremls füllten. Von einigen hundert im Jahr 1923 war ihre Zahl zwei Jahre später bereits auf sechstausend angeschwollen.⁹ Offiziere und Sympathisanten der Weißen Armee, so genannte Speku-

An Schlaf war nicht zu denken.« Er trat vor die Tür, aber dort umschwärzte ihn augenblicklich eine Wolke Mücken. »Voller Neid blickte ich auf die, die fest schliefen, obwohl sie über und über von Parasiten bedeckt waren.«¹¹

Außerhalb des Hauptlagers war es kaum besser. Offiziell unterhielt SLON neun Lager auf der Inselgruppe, die in Bataillone unterteilt waren. Manche Gefangene vegetierten unter noch primitiveren Umständen im Wald in der Nähe der Holzeinschläge.¹² Auf den entfernteren Inseln wurde das Verhalten des Wachpersonals und der Lagerchefs von der zentralen Lagerleitung kaum noch kontrolliert. Die verheerenden hygienischen Bedingungen, die zermürbende körperliche Arbeit und die schlechte Ernährung führten natürlich zu Krankheiten, vor allem Typhus. Bei einer besonders schweren Epidemie im Winter 1925/26 starb etwa ein Viertel der circa sechstausend Häftlinge, die SLON damals in Verwahrung hatte.¹³

Für einige Gefangene hielten die Solowezki-Inseln noch Schlimmeres bereit als Beschwerlichkeit und Krankheit. Sie waren dort einem Sadismus und sinnlosen Folterungen ausgesetzt, wie sie im Gulag später nur noch selten vorkamen, als nach Solschenizyn »die Antreiberei zum durchdachten *System*« geworden war.¹⁴ Zwar werden diese Quälereien und Schikanen in vielen Erinnerungen beschrieben, aber die umfassendste Aufstellung findet sich im Bericht einer Untersuchungskommission, die Moskau Ende der zwanziger Jahre auf die Insel sandte. Bei dieser Inspektion stellten die Moskauer Beamten entsetzt fest, dass das Wachpersonal Gefangene regelmäßig im Winter unbekleidet in den ungeheizten Glockentürmen der Kathedrale stehen ließ, Hände und Füße auf dem Rücken mit einem einzigen Strick gefesselt. Oder sie zwangen Gefangene, bis zu achtzehn Stunden lang bewegungslos auf Pfählen zu sitzen, wobei ihnen manchmal sogar Gewichte an die Beine gebunden wurden, was ihnen zwangsläufig schwere Verletzungen zufügte. Häftlinge mussten bei Frost und Kälte bis zu zwei Kilometer nackt zum Badehaus marschieren. Oder man gab ihnen absichtlich verdorbenes Fleisch zu essen und verweigerte ihnen medizinische Behandlung. Auch völlig sinn- und nutzlose Arbeiten waren an der Tagesordnung. So mussten die Gefangenen große Mengen Schnee von einem Ort zum

anderen bewegen oder von einer Brücke in den Fluss springen, wenn ein Wachmann »Delphin!« rief.¹⁵

Sowohl in Archivdokumenten als auch in Memoiren wird eine weitere Art der Folter erwähnt, die es nur auf den Inseln gab: Häftlinge wurden »den Mücken zum Fraß« vorgeworfen. Ein weißgardistischer Offizier namens Klinger, dem später als einem der wenigen die Flucht von den Solowezki-Inseln gelang, berichtet, wie ein Häftling diese Tortur erleiden musste, weil er sich darüber beschwerte, dass ein Paket von zu Hause eingezogen worden war. Die wütenden Aufseher befahlen dem Mann, sich nackt auszuziehen, und banden ihn dann an einen Pfahl im Wald, wo es im Polarsommer von Mückenschwärmen wimmelt. »Nach kaum einer halben Stunde war der Unglückliche von den Stichen am ganzen Körper rot anschwellen«, schrieb Klinger. Schließlich habe er vor Schmerzen und Blutverlust das Bewusstsein verloren.¹⁶

Auch Massenexekutionen scheint es immer wieder gegeben zu haben, denn viele Häftlinge erinnern sich, ständig im Schrecken vor einer willkürlichen Hinrichtung gelebt zu haben. Fast ebenso schlimm war es, in die Sekirka geschickt zu werden, die Kirche, in deren Kellern die Strafzellen lagen. Zwar kursieren viele Geschichten darüber, was dort vorging, aber so wenige Gefangene kehrten von dort lebend zurück, dass man über die realen Bedingungen kaum etwas Verlässliches weiß.

Eine Solowezker Legende besagt, dass die lange Treppe mit 365 hölzernen Stufen, die den steilen Abhang von der Kirche hinabführte, ebenfalls ein Ort massenhafter Tötungen gewesen sein soll. Als die Lagerleitung es den Wachen schließlich verbot, die in die Sekirka eingelieferten Häftlinge zu erschießen, organisierten diese »Zwischenfälle«, bei denen die Häftlinge die Stufen hinabstürzten.¹⁷ In den letzten Jahren haben Nachkommen von Häftlingen am unteren Ende der Treppe, an der Stelle, wo die Gefangenen vermutlich starben, ein Holzkreuz errichtet. Heute ist das ein friedlicher, fast lieblicher Ort – so schön, dass das Museum für Solowezker Heimatgeschichte Ende der neunziger Jahre die Sekirka, die Treppe und das Kreuz als Motiv für eine Weihnachtskarte verwandte.

Während die Anfang der zwanziger Jahre in den SLON-Lagern herrschende Irrationalität und Unberechenbarkeit für Tausende den Tod bedeutete, ermöglichten sie es anderen, nicht nur zu überleben, sondern buchstäblich zu singen und zu tanzen. 1923 gründete eine Hand voll Gefangener das erste Lagertheater. Anfangs hatten die Darsteller, von denen viele nach einem Zehnstundentag beim Holzfällen im Wald zur Probe kamen, keinen geschriebenen Text, so dass sie die Klassiker aus dem Gedächtnis rezitieren mussten. Einen großen Fortschritt machte das Theater, als 1924 eine ganze Gruppe von Berufsschauspielern eintraf, die man allesamt als Mitglieder einer »konterrevolutionären« Bewegung verurteilt hatte. In jenem Jahr gab man Tschechows *Onkel Wanja* und Gorkis *Kinder der Sonne*.¹⁸ Später kamen im Solowezker Theater auch Opern und Operetten zur Aufführung, traten Akrobaten auf, wurden Filme gezeigt.

Das Theater war nicht die einzige Form von Kultur im Lager. In Solowezki gab es eine Bibliothek, die am Ende 30 000 Bände umfasste, außerdem den Botanischen Garten, wo die Häftlinge mit arktischen Pflanzen experimentierten. Die Lagerinsassen, unter ihnen viele Wissenschaftler aus St. Petersburg, bauten ein Museum mit Sammlungen zur lokalen Flora, Fauna, Kunst und Geschichte auf.¹⁹ Einige privilegierte Gefangene hatten Zugang zu einem »Klub«, der – zumindest auf Fotos – recht bürgerlich wirkt. Man erkennt ein Klavier, Parkettfußboden und an den Wänden Bilder von Marx, Lenin und Lunatscharski, dem ersten Kulturminister der Sowjetunion. Das Ganze macht einen sehr gemütlichen Eindruck.²⁰

Mit alten lithografischen Geräten der Mönche stellten die Häftlinge Monatsschriften und Zeitungen her, in denen Karikaturen, Gedichte voller Heimweh und überraschend freimütige Erzählungen zu finden sind. So enthält die Dezemberausgabe der Zeitschrift »Solowezkie ostrowa« [Die Solowezki-Inseln] von 1925 eine Kurzgeschichte über eine ehemalige Schauspielerin, die im Lager als Wäscherin arbeiten musste und sich nicht an ihr neues Leben gewöhnen konnte. Sie endet mit dem Satz: »Auf Solowezki lastet ein Fluch.«

Die Publikationen enthielten auch anspruchsvollere Artikel, so Lichatschows Analyse der Spieler-Ehre von Kriminellen oder eine Beschreibung von Kunst und Architektur der verfallenden Kirchen auf

den Inseln. In den Jahren 1926 bis 1929 brachte der Verlag SLON 29 Ausgaben der Schriftenreihe der Gesellschaft für Solowezker Heimatgeschichte heraus, einer Organisation, die Flora und Fauna der Inseln vor allem im Hinblick auf spezifische Arten – das Rentier und nur dort vorkommende Pflanzen – erforschte und Artikel über Ziegelherstellung, Windströmungen, nützliche Mineralien oder Pelztierhaltung veröffentlichte. Ihre Studie über die geologische Struktur der Inseln benutzt die Direktorin des Museums für Heimatgeschichte noch heute.²¹

Häftlinge, die gewisse Privilegien genossen, durften sogar an den neuen sowjetischen Riten und Feiern wie dem 1. Mai teilnehmen. Spätere Gefangenengenerationen waren davon ausdrücklich ausgeschlossen. Noch erstaunlicher ist aus der Sicht der späteren Jahre, dass sich religiöse Feiern noch lange auf den Inseln hielten. Ex-häftling W.A. Kasatschkow erinnert sich an den »grandiosen« Oster-gottesdienst von 1926:

»Als das Fest näherrückte, forderte der neue Divisionschef, dass diejenigen sich melden sollten, die zur Kirche gehen wollten. Zunächst tat das fast niemand, weil man die Folgen fürchtete. Aber unmittelbar vor Ostern gab es dann eine große Zahl solcher Meldungen ... Eine gewaltige Prozession bewegte sich auf der Straße zur Onufrijewskaia-Kirche, der Friedhofskapelle. Die Menschen gingen in mehreren Reihen. Natürlich fanden wir nicht alle in der Kapelle Platz. Viele standen draußen, und wer zu spät kam, konnte gar nichts von dem Gottesdienst hören.«²²

Selbst die Ausgabe der offiziellen Zeitschrift »Solowezki Lager« vom Mai 1924 bezeichnete in einem Leitartikel Ostern vorsichtig, aber positiv als »ein uraltes Fest zur Begrüßung des Frühlings«, das »unter dem roten Banner durchaus begangen werden kann«.²³

Zur Verwunderung vieler Gefangener überlebte mit den religiösen Festen auch eine Hand voll Mönche bis in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre. Sie waren als »Instrukteure« tätig, die den Häftlingen die nötigen Kenntnisse vermittelten, um den einstmals prosperierenden Ackerbau und das Fischereigewerbe weiter zu betreiben.

Immerhin hatte Solowezker Hering einst selbst die Tafel des Zaren geziert. Außerdem weihten die Mönche die Gefangenen in die Geheimnisse des komplizierten Kanalsystems ein, das die Kirchen seit Jahrhunderten miteinander verband. Nach und nach kamen Dutzende sowjetischer Priester und Angehörige der Hierarchien sowohl der russisch-orthodoxen als auch der katholischen Kirche hinzu, die sich der Beschlagnahme von Kirchengütern widersetzt oder das »Dekret über die Trennung von Kirche und Staat« verletzt hatten. Wie die politischen Gefangenen durften auch die Geistlichen bis in die Jahre 1930/31 in einem besonderen Gebäude des Kremls getrennt für sich leben und in der ehemaligen Friedhofskapelle Gottesdienste abhalten.

Privilegien konnte man sich außerdem erkaufen. Wer Geld hatte, konnte sich von der Arbeit im Wald loskaufen, gegen Folter und Tod absichern. Im Lager gab es ein Restaurant, das auch Gefangene (illegal) bediente. Wer Bestechungsgelder zahlen konnte, durfte sich Lebensmittel von außerhalb beschaffen.²⁴ Eine Zeit lang unterhielt die Lagerverwaltung auf den Inseln sogar »Läden«, wo Gefangene Kleidung zum doppelten Preis erwerben konnten.²⁵ Ein »Graf Violaro« soll sich angeblich sogar freigekauft haben – eine schillernde Figur, deren Name in unterschiedlicher Schreibweise in mehreren Memoiren auftaucht. Der Graf, der gewöhnlich als »Botschafter Mexikos in Ägypten« beschrieben wird, beging nach der Revolution den Fehler, zusammen mit seiner Frau deren Familie in Sowjet-Georgien zu besuchen. Beide wurden verhaftet und in den Hohen Norden gebracht. Obwohl sie zunächst ins Lager kamen, wo die Gräfin als Wäscherin arbeiten musste, ging die Legende um, der Graf habe für 5000 Rubel beiden das Recht erkauft, in einem separaten Haus mit Pferd und Diener leben zu dürfen.²⁶

Beispiele wie diese, dass wohlhabende Häftlinge gut lebten und früher freikamen, fielen so ins Auge, dass eine Gruppe weniger privilegierter Gefangener 1926 einen Brief an das Präsidium des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei schrieb, um »das Chaos und die Gewalt [anzuprangern], die im Solowezker Konzentrationslager herrschen«. In einer Sprache, die auf die kommunistische Führung Eindruck machen sollte, beklagten sie, dass »diejenigen, die Geld

trast zwischen Grausamkeit und Komfort wegen der besonderen Art von Gefangenen und Wachmannschaften größer gewesen sein als anderswo, aber die beschriebenen Unregelmäßigkeiten kamen in allen Lagern und Gefängnissen vor. Theoretisch bestand auch das reguläre Gefängnissystem aus »Arbeitskolonien«, die Landwirtschaftsbetrieben, Werkstätten und Fabriken angeschlossen waren, schlecht funktionierten und kaum Gewinne erzielten.²⁹ Im Bericht eines Inspektors aus dem Jahr 1928 über ein solches Lager im ländlichen Karelien – 59 Gefangene, dazu sieben Pferde, zwei Schweine und 21 Rinder – wird beanstandet, dass nur die Hälfte der Gefangenen Decken hatte, die Pferde in schlechtem Zustand waren und eines gar ohne Genehmigung an einen Zigeuner verkauft wurde. Ein Häftling, der im Lager als Schmied gearbeitet hatte, ließ bei seiner Freilassung das gesamte Werkzeug mitgehen. Der Lagerchef verbrachte drei, vier Tage in der Woche außerhalb des Lagers und ließ häufig Gefangene ohne Genehmigung vorzeitig frei. Er »weigerte sich beharrlich«, den Gefangenen etwas über Landwirtschaft beizubringen, und erklärte unumwunden, es sei »sinnlos«, Häftlingen eine Ausbildung zu geben. Einige der Insassen lebten mit ihren Frauen zusammen. Unter den Wachen kam es immer wieder zu »Saufereien und Streit«.³⁰ Es nimmt nicht wunder, dass die übergeordneten Behörden der karelischen Regierung 1929 vorwarfen, diese begreife offenbar »die Bedeutung der Zwangsarbeit als gesellschaftliche Schutzmaßnahme und ihre Vorteile für Staat und Gesellschaft« nicht.³¹

Da die Lager so unprofitabel arbeiteten, wurden von Zeit zu Zeit Amnestien verkündet, um den Strafvollzug zu entlasten. Eine der umfangreichsten erfolgte im Herbst 1927 aus Anlass des zehnten Jahrestages der Oktoberrevolution. Über 50 000 Insassen des regulären Gefängnissystems kamen frei, weil man das Problem der Überfüllung lösen und Geld sparen wollte.³²

Am 10. November 1925 war die Notwendigkeit, »aus den Gefangenen mehr Nutzen zu ziehen«, auch auf höchster Ebene anerkannt worden. An jenem Tag schrieb Georgi Pjatakow, der später noch viele wichtige Funktionen in der Wirtschaftsführung bekleiden sollte, an Dzierzynski einen Brief. »Mein Studium geografischer Fak-

